

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Líbero Badaró Nr. 64—64-A. Calxa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 2

São Paulo, 6. Juli 1911

VII. Jahrg.

Deutsche höhere Schulen in Südamerika.

Die deutsche Schule ist bekanntlich das wichtigste Hilfsmittel zur Erhaltung deutscher Sprache und deutscher Art unter den Nachkommen der Auswanderer. Alles andere, Presse, Kirche, Vereine usw., kommt erst an zweiter Stelle, denn diese Veranstaltungen können für die in der nichtdeutschen neuen Heimat geborene Generation ja nur dann von Wert werden, wenn die Schule die Vorbedingungen geschaffen hat. Die deutsche Schule im Auslande muß man also fördern helfen, wenn man die Stellung des Deutschtums in der Welt erhalten und stärken will. Das sind Binsenwahrheiten, die andere Völker schon längst erkannt haben, die aber auch in Deutschland allmählich Gemeingut der Regierenden sowohl als auch der nationalpolitisch interessierten Kreise werden. Es handelt sich dabei nicht um territoriale Eroberungen, nicht um einen phantastischen Pangermanismus, sondern um eine Erweiterung des deutschen Kulturkreises, die auch den Ländern, in denen die Auswanderer sich niedergelassen haben, nur von Nutzen sein kann. Das größte Verdienst, aufklärend und fördernd nach dieser Richtung gewirkt zu haben, hat unstreitig der Verein für das Deutschtum im Auslande (Allgemeiner Deutscher Schulverein). Für uns in Südamerika hat besonders die Ortsgruppe Hamburg gearbeitet, die sich mit Rat und Tat, soweit es in ihren Kräften stand, unserer vielen kleinen und großen Schulgemeinden angenommen hat. Die Ortsgruppe ist gegenwärtig bestrebt — und unseres Erachtens mit Recht bestrebt — für den Ausbau der größeren Schulen zu höheren Schulen Stimmung zu machen. Sie versendet darüber folgenden Bericht:

„Von den über 700 deutschen Schulen in Südamerika hat bis jetzt nur eine, nämlich die Germaniaschule in Buenos Aires, das Recht der Erteilung eines Zeugnisses, das zum deutschen einjährig-freiwilligen Militärdienst berechtigt, aber auch erst seit dem Jahre 1907.

Daß bei einer so großen Zahl nur eine Schule nach unseren deutschen Begriffen zu den höheren Schulen zu zählen ist, gibt ohne weiteres einen Einblick in den niedrigen Stand des deutschen Bildungs-

wesens in Südamerika. Freilich ist nicht zu verkennen, daß die meisten Schulen Kolonieschulen sind, die mit den notdürftigsten Mitteln erhalten und zumeist von Lehrern ohne fachgemäße Ausbildung, die teilweise nur über die elementarsten Kenntnisse verfügen, geleitet werden. So sind unter den über 600 Schulen Brasiliens nicht viel über ein Dutzend, die das Ziel einer deutschen Volksschule erreichen oder darüber hinausgehen. In den Städten, wo eine wohlhabende Bevölkerung vorhanden ist, gebietet es der Selbsterhaltungstrieb, die Schulen auf ein höheres Niveau zu bringen. Denn was dem südamerikanischen ansässigen Deutschtum in erster Linie nottut, das sind geistig hochstehende Führer, die die Richtlinien des geistigen und materiellen Fortschrittes angeben und dem Deutschtum auch die ihm gebührende politische Stellung verschaffen. Dazu können aber nur Schulen helfen, die einen vollständig deutschen Charakter tragen und nach deutschem Muster aufgebaut sind.

Daneben muß den Söhnen deutscher Reichsangehöriger die Möglichkeit offen stehen, drüben die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst zu erlangen und höhere Schulen und Hochschulen des deutschen Reiches ohne nennenswerten Zeitverlust zur Fortsetzung der Studien zu besuchen.

Fragen wir uns nun nach den Mitteln, durch die das gesteckte Ziel zu erreichen ist, so ist zunächst hervorzuheben, daß der gute Wille für eine Weiterentwicklung bei den in Frage kommenden Schulen unbedingt vorhanden ist. Man weiß in den Städten wohl zu ermessen, was eine gute Bildung für das Leben bedeutet. Um aber diesen Willen zur Tat werden zu lassen, bedarf es großer finanzieller Opfer, die die Schulgemeinde nur in den seltensten Fällen leisten kann. Da ist es Pflicht der Heimat, helfend einzuspringen. Der Reichsschulfonds muß so erhöht werden, daß gerade diese Schulen reichlich unterstützt werden können, um deutsche akademische Lehrer anzustellen. Der deutsche Handel und die deutsche Industrie müssen unserer Ortsgruppe mehr Geld als seither zuwenden, damit wir, wo es nottut, helfend einspringen können.

Als mustergültig für höhere Ueberseeschulen in der äußeren und inneren Einrichtung können wir die schon genannte Germaniaschule in Buenos Aires an-

sehen. Sie verfügt über ein großes Schulgebäude, das reich und vornehm ausgestattet ist, und zerfällt in eine Elementarschule, eine Realschule und eine höhere Mädchenschule. Neben dem akademisch gebildeten Direktor sind 5 weitere Akademiker, 3 Mittelschullehrer, 6 seminaristisch gebildete Volksschullehrer und 8 Lehrerinnen tätig. Die Zahl der Schüler betrug am 10. April 1910 427. Nach der Germaniaschule käme die Deutsche Höhere Knabenschule in Belgrano in Frage, die über 100 Schüler zählt.

In Chile stehen im Vordergrund die Schulen in Santiago, Valparaiso und Valdivia. Erstere unterrichtet jetzt in 7 Klassen 164 Knaben und 113 Mädchen und hat neben Spanisch auch Französisch und Englisch in den Lehrplan eingefügt. Die Anstalt müßte in eine Volksschule und eine höhere Schule geteilt werden, auf letztere müßten noch 2 Klassen aufgesetzt und dementsprechend eine Anzahl akademischer Lehrer angestellt werden.

Wichtiger noch erscheint mir die Schule in Valparaiso, die im Jahre 1909 236 Knaben und 166 Mädchen zählte in 9 aufsteigenden Klassen. Neben Spanisch wird Französisch und Englisch gelehrt, und die Mathematik reicht etwa bis zum Pensum der deutschen Obertertia. Als besonders bedeutungsvoll muß hervorgehoben werden, daß unter den Schülern über 100 sind, deren Eltern die reichsdeutsche Nationalität haben.

Die deutsche Schule in Valdivia zählte 1909 459 Knaben und Mädchen in je 8 getrennten Klassen. Es dürfte auch hier eine Gabelung in der für Valparaiso vorgeschlagenen Art ratsam sein, die Realschule müßte neunklassig werden.

Der Lehrplan dieser Schulen müßte außerdem so gestaltet sein, daß der Anschluß an die chilenischen Lyzeen erreicht werden kann.

Gute Fortschritte hat die Schule des deutschen Hilfsvereins in Porto Alegre gemacht. Einer ihrer Schüler erhielt im vorigen Jahre auf Grund seiner Zeugnisse und vorgelegten Arbeiten die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst. Die Knabenschule zählt nahezu 300 Schüler. Bei der Wichtigkeit der deutschen Siedelungen in Rio Grande do Sul muß diese Anstalt zu einer Realschule ausgebaut werden.

Ebenso nötig ist dieses für die Schule des Schulvereins in Joinville in Santa Catharina. Sie wurde im Jahre 1909 von 228 Knaben und Mädchen in 7 gemischten Klassen besucht. Seit Jahren hat unsere Ortsgruppe dieser Schule ihre Fürsorge zugewandt, leider reichen aber die Mittel nicht aus, die notwendige Anstellung einiger weiterer Lehrkräfte zu bewirken.

Die deutsche Schule in S. Paulo (166 Schüler) ist leider erst auf dem Stand einer deutschen Mittelschule mit wahlfreiem Unterricht in Französisch und Englisch in 2 Klassen. Gerade hier, wo soviel deutsches Kapital tätig ist, sollte eine hervorragende Schule vorhanden sein. Es scheint aber, als ob diesem Ziel verschiedene Privatschulen im Wege ständen. Ein neues Schulgebäude, für das jetzt gesammelt wird, ist vielleicht der erste Schritt zur Hebung der Anstalt.

Am ehesten wird die deutsche Schule in Rio de Janeiro das Ziel einer Realschule erreichen. Sie hat einen erfreulichen Aufschwung genommen. Das Pensum der obersten Klasse war das der Untertertia. In zwei Jahren hofft der Direktor die Reifeprüfung

für den Freiwilligen-Dienst zu erreichen. Besucht wurde die Schule im vergangenen Jahre von 315 Schülern (Knaben und Mädchen), darunter 118, deren Muttersprache portugiesisch war.

Erst wenn es gelungen ist, in den genannten Gebieten höhere Schulen in genügender Zahl zu schaffen, kann auf dauernde Erhaltung des dortigen Deutschums und auf eine Entwicklung gerechnet werden, bei der deutsche Gesinnung und deutsche Art die ihnen gebührende Stelle einnehmen.“

Der unterrichtete Leser wird unschwer merken, daß der Bericht nicht in allen Stücken auf den neuesten Daten beruht. In Rio de Janeiro z. B. ist bereits die Untersekunda erreicht und soll in diesem Jahre die erste Einjährigen-Prüfung stattfinden. Auch vermissen wir in der Aufzählung eine große, den genannten ähnliche Anstalt, nämlich die Neue Schule in Blumenau, über die wir dem „Urwaldboten“ folgende Angaben entnehmen: „Sie wird gegenwärtig von rund 200 Knaben und Mädchen besucht. Den Unterricht erteilen 5 seminaristisch gebildete Lehrer. Die Schulzeit ist, mit Einschluß der Selektta, auf 9 Jahre bemessen; es wird neben Portugiesisch auch Französisch und Englisch gelehrt, und der Unterricht in den Realfächern erreicht etwa das Lehrziel der Tertia einer deutschen Realschule.“

Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die Idee, von der der Bericht ausgeht, durchaus richtig ist, und daß daher der Rat der Ortsgruppe Hamburg die ernste Aufmerksamkeit unserer Schulvorstände verdient.

Handelsbericht aus Rio de Janeiro

vom 1. bis 15. Juni 1911.

Der Wechselkurs blieb in der ersten Hälfte Juni fast unverändert. Banco do Brasil notierte 16 ein Achtel, während die ausländischen Banken 16 ein Sechzehntel notierten. Das Geschäft war, wie schon Ende Mai, ziemlich flau. Wechsel wurden zu 16 ein Sechzehntel bis 16 drei Sechzehntel, andere Papiere zu 16 fünf Zweiunddreißigstel und 16 fünfzehn Vierundsechzigstel gehandelt.

Die äußersten Notierungen waren:

London 16 ein Sechzehntel bis 16 ein Achtel d; Hamburg 730 bis 736 Reis; Paris 591 bis 594 Reis; Italien 593 bis 598 Reis.

Der offizielle Wert des Milreis war 597 Reis Gold, der des Pfund Sterlings 14\$884 bis 14\$942.

Der Kaffeemarkt war anfangs Juni fest, da von den europäischen Plätzen günstige Nachrichten vorlagen. Trotzdem wurden wenige Geschäfte abgeschlossen, da die Käufer zu den offerierten Preisen keine Geschäfte abschließen wollten. Der Preis von 10\$800 wurde aber bis zum 15. gehalten. Die äußersten Notierungen waren 10\$000 und 10\$800. Im Auslande notierte man:

Newyork 12 1/4—12 1/2 cents pro Pfd.
Hamburg 54,75—55,75 Mk. > 50 kg.
Havre 63,75—68,00 Fr. > 50 „
London 49 sh. 9 d.—50 sh. p cent.

Es wurden verkauft vom 1. bis 15. Juni in Newyork 276.000 Sack, in Hamburg 227.000 Sack, in Havre 240.000 Saek, in London 66.500 Sack; zusammen 809.500 Sack.

Vom 16. bis 31. Mai wurden verkauft in Newyork 254.000 Sack, in Hamburg 750.000 Sack, in Havre

448.000 Sack, in London 202.000 Sack; zusammen 1.654.000 Sack.

Hier wurden 48.000 Sack verkauft, gegen 69.000 Sack in der letzten Hälfte Mai. Die Zufuhr betrug 51.349 Sack, verladen wurden 53.084 Sack, der Stock betrug am 15. Juni 202.760 Sack.

Der Import der ersten Hälfte Juni kann als ziemlich bedeutend bezeichnet werden, besonders der von Kartoffeln, Carne secca und Weizen.

Bohnen wurden 1067 Sack von Valparaiso importiert; die Zufuhr aus den Staaten belief sich auf 31.907 Sack, größtenteils von Minas. Die Preise sind stark zurückgegangen, da keine Nachfrage war. Gute Bohnen von Porto Alegre waren nicht zu haben. Feijão Manteiga kostete 16\$500 bis 17\$000, weiße Bohnen 13 bis 14\$000. Ausländische Bohnen kosteten 23 bis 24\$000 pro Sack.

Der Import von Reis betrug 5625 Sack, die Zufuhr vom Inlande 2063 Sack. Die Preise sind fast unverändert geblieben. 1. Qualität kostete 25\$500 bis 29\$000 pro Sack, 2. Qualität 20 bis 24\$000. Englischer Reis notierte 23 bis 24\$000, Arroz agulha 1. Qualität 34 bis 35\$000, 2. Qualität 30 bis 32\$000 pro Sack.

Der Import von Kartoffeln betrug 20.226 Kisten, die Zufuhr vom Inlande 8692 Sack. Portugiesische Kartoffeln kosteten 18 bis 20\$000 pro Kiste zu 60 Kilo, hiesige Ware 160 bis 200 Reis pro Kilo.

Die Zufuhr von Mais belief sich auf 43.831 Sack. Der Preis ist etwas zurückgegangen. Man notierte 6\$ bis 6\$400 für gute Qualität, 5\$600 bis 5\$800 für 2. Qualität.

Der Import von Weizenmehl betrug 1500 Sack und 50 Tonnen, der von Weizen für die hiesigen Mühlen 132.638 Sack. Die Preise der hiesigen Mühlen sind dieselben geblieben. Moinho Inglez notierte 20\$800 bis 23\$200, Moinho Fluminense 21\$250 bis 22\$250, S. Cruz 20\$250 bis 22\$250.

In der ersten Hälfte Juni war das Zucker-Geschäft recht flau. Die Käufer beschränkten sich auf den notwendigen Bedarf, da bei der Ungewißheit der Lage niemand größere Geschäfte abschließen wollte. Der Preis für weißen Kristallzucker ist etwas zurückgegangen. Derselbe wurde zu 240 bis 250 Reis pro Kilo notiert, gelber Kristall zu 180 bis 200 Reis, Mascavo und Mascavinho zu 145 bis 200 Reis. Die Zufuhr betrug 42.841 Sack, verladen wurden 54.335 Sack, der Stock am 15. Juni war ca. 267.625 Sack.

Die Zufuhr von Branntwein war 394 Pipas. Der Markt war flau, die Preise sind wieder bedeutend gefallen. Branntwein von Parahy kostete 135 bis 140\$000, von Campos, Bahia und Rio Grando do Sul 115 bis 120\$000.

Auch die Preise für Spiritus sind abermals gesunken. 40 gradiger Spiritus notierte 230 bis 240\$, 38 gradiger 210 bis 215\$, 36 gradiger 200 bis 205\$. Die Zufuhr belief sich auf 583 Volumen.

Schmalz wurde nicht importiert, die Zufuhr betrug 5435 Volumen. Minas-Schmalz kostete 1 bis 1\$040, von Porto Alegre 1\$100 bis 1\$250, von Itajahy 1\$180 bis 1\$200 pro Kilo.

Auch Butter wurde nicht importiert. Aus den Staaten trafen 10.422 Volumen ein. Die französischen Marken kosteten 2\$400 bis 2\$520 pro Kilo, Minasbutter 2\$800 bis 3\$200, Butter vom Süden 1\$800 bis 2\$100 pro Kilo.

Der Import von Carne secca betrug 7506 Ballen, die Zufuhr vom Süden 10.759 Ballen. Letztere

„Fama“

-Asbestfußboden, gegen Kälte und Hitze indifferent, ohne Fugen, garantiert feuersicher und wasserundurchlässig, sehr widerstandsfähig, von deutschen Behörden und Architekten in bedeutenden Quantitäten seit vielen Jahren verwandt.

1a. Zeugnisse! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien abgegeben; auch fertiggemischtes Material geliefert.

Hannoversche Steinholzfabrik

„Fama“ O. M. b. H., Hannover.

Ware wurde zu 660 bis 720 Reis pro Kilo verkauft, solche vom La Plata zu 660 bis 860 Reis pro Kilo.

Alfafa wurde nicht importiert. Vom Süden trafen 1243 Ballen ein. Letztere kostete 220 bis 240 Reis pro Kilo, ausländische 190 bis 200 Reis pro Kilo.

Der Import von Zement betrug 12.542 Tonnen, wovon 2999 von Deutschland. Die Preise blieben dieselben, 10 bis 13\$500 pro Tonne, je nach Qualität.

Der Baumwollmarkt war ganz still. Die Preise hielten sich jedoch, da die Nachfrage im Norden groß war. Es trafen 11.593 Ballen ein, verladen wurden 10.173 Ballen, der Stock betrug am 15. d. M. 22.726 Ballen. Die Preise waren: Pernambuco 12 bis 12\$600; Rio Grande do Norte 11\$300 bis 12\$500; Ceara 11\$800 bis 12\$500; Parahyba 11\$300 bis 12\$000.

Der Import von Petroleum betrug 23.500 Kisten. Die Preise waren 7 bis 7\$400 pro Kiste.

Der Tabakimport war 9575 Volumen. Der Markt war still, aber die Preise hielten sich. Man notierte 800 Reis bis 2\$200 pro Kiste. Zigarren trafen 42 Volumen ein.

Die Schiffahrtsbewegung war folgende. Es liefen vom 1. bis 15. Juni in Rio de Janeiro ein:

Brasilianer 38 Dampfer mit 25.026 Tonnen; Deutsche 10 D. mit 33.525 T., Engländer 30 D. mit 94.051 T., Franzosen 7 D. mit 23.328 T., Italiener 6 D. mit 16.508 T., Holländer 2 D. mit 9211 T., Oesterreicher 1 D. mit 3558 T., verschiedene Nationen 4 D. mit 5257 T.; zusammen 98 Dampfer mit 210.464 Tonnen.

Es fuhren aus:

Brasilianer 39 Dampfer mit 25.590 Tonnen, Deutsche 10 D. mit 34.938 T., Engländer 29 D. mit 87.554 T., Franzosen 7 D. mit 23.328 T., Italiener 5 D. mit 11.944 T., Holländer 2 D. mit 9557 T., Oesterreicher 1 D. mit 3558 T., verschiedene Nationen 4 D. mit 6219 T.; zusammen 97 Dampfer mit 202.688 Tonnen.

Stimmen aus der deutsch-brasilianischen Presse.

Der Rondonistenwahnsinn scheint in Santa Catharina ganz unhaltbare Zustände herbeigeführt zu haben.

Im „Urwaldsboten“ (Blumenau) lesen wir unterm 30. Mai: „Die rote Gefahr hat sich, dank den verfehlten Maßregeln des Indianerschutzamts, an den Grenzen der Municipien Blumenau und Joinville jetzt derartig eingenistet, daß den weißen Ansiedlern schließlich nichts übrig bleibt, als das Feld zu räumen, wenn die Regierung nicht endlich ein Einsehen gewinnt und ernste Vorkehrungen zum Schutze der

Kolonisation trifft. Zwar hat der Indianerkommissar Leutnant Rosa seinerzeit versichert, er werde die Kolonisten ebenso schützen wie die Indianer, aber sein bisheriges Auftreten läßt nur den Schluß zu, daß er für die Lage der Kolonisten absolut kein Verständnis hat. Tatsächlich sind die Indianer, nachdem das Indianerschutzamt in unserm Staate seine unheilvolle Tätigkeit begonnen hat, so frech geworden, wie nie zuvor. Das ganze Gebiet unterhalb der Serra do Mar an den Oberläufen der Flüsse Beneditto, Santa Maria, Cedros, Jaragua und Humboldt wimmelt von den „geschätzten Landsleuten“ des Leutnants Rosa, die bald hier, bald dort auftauchen, Kolonisten und Reisende überfallen, Gehölze ausplündern, Vieh abschlachten und die bedauernswerten Bewohner nicht nur in beständiger Angst und Aufregung erhalten, sondern auch an der Arbeit hindern, sodaß sie wirtschaftlich zurückkommen. Die Buger haben sich verschiedentlich ganz dreist am hellen Tage gezeigt, als ob sie wüßten — und sicher wissen sie es — daß ihnen die Kolonisten kein Leid antun, ja sich nicht einmal verteidigen dürfen. Als sich am Jaragua die bedrohten Kolonisten zusammentaten, nicht um die Buger zu verfolgen, sondern nur um den Wald abzusuchen und festzustellen, ob der böse Feind noch in der Nähe sei, schickte Leutnant Rosa sogleich Brandtelegramme nach Desterro, weil er seine „geschätzten Landsleute“ für bedroht hielt. Er soll übrigens mit den am Jaragua wohnenden Ungarn, denen begreiflicher Weise die Geduld riß, hart aneinander geraten sein; jedenfalls hat er sich nicht lange in der bedrohten Gegend aufgehalten. Die Lage wird erst mit jedem Tag; wer weiß wie das noch enden mag! In Desterro und Rio ist man nur auf die Sicherheit der sympathischen Rothäute bedacht, während man für die Not der Kolonisten weder Auge noch Ohr hat. So kann es nicht weiter gehen.“

Und in seiner Nr. vom 3. Juni berichtet der genannte Kollege des fernern: „Am 30. Mai traf Leutnant Rosa mit seiner Indianerschutztruppe am Stadtplatz ein und schlug in der Nähe des Bahnhofs ein Lager auf, das von vielen Neugierigen besucht wurde. Mittwoch früh machte er sich auf den Weg nach Nova Trento, wo die Buger, die jetzt den ganzen Norden des Staates unsicher machen, gleichfalls ausgebrochen sind. Das „immense Grammophon“, das bei der Katechese eine noch nicht ganz aufgeklärte Rolle spielt, hat er mitgenommen. Der Zweck seiner Reise nach Nova Trento ist jedenfalls nicht, die angegriffenen Kolonisten vor den Bugern zu schützen, sondern vielmehr die ersteren davon abzuhalten, daß sie sich gegen die „geschätzten Landsleute“ zur Wehr setzen. In diesem Sinne ist er ja auch am Jaragua tätig gewesen, wo er die Kolonisten ihrem Schicksal überließ, nachdem er ihnen eingeschärft hatte, daß sie unter keinen Umständen auf die lebenswürdigen Buger schießen dürften. Wir haben schon erwähnt, daß es dabei zwischen ihm und den Ungarn zu einem heftigen Auftritt gekommen ist. Die in Joinville erscheinende „Fackel“ berichtet darüber folgendes: „Am 16. Mai kam dann die Indianerzivilisationskommission in Höhe von ungefähr 17 Mann, und bald wäre es bei ihrer Ankunft zu einem Blutvergießen gekommen. Das erste nämlich, was den Kolonisten gesagt wurde, war, daß sie nicht auf die Buger schießen dürften, und als ein Kolonist, empört über die Zumutung, daß man dann ruhig zusehen möchte, wie einem die Familie und alles Vieh hingeschlach-

tet und totgeschlagen und die ganze Existenz ruiniert würde, seine Gefühle in Worte kleidete, die ja allerdings nichts Schmeichelhaftes enthielten, wurde ihm ein Revolver auf die Brust gesetzt. Sogleich aber richteten sich 30 Gewehrläufe auf die Mission; nur ein Schuß brauchte loszugehen, und — das Unglück wäre geschehen gewesen!“

Angesichts dieser Lage, die durch die Berichte der übrigen Blumenauer und Joinvillenser Blätter nur bestätigt sind, kann man nicht begreifen, daß sich ein in deutscher Sprache geschriebenes deutsches Blatt gefunden hat, das der in diesem Kampfe einmütigen deutsch-brasilianischen Presse nicht nur nicht beisteht, sondern das sich sogar zu ebenso haltlosen wie den deutschen Preßgepflogenheiten zuwiderlaufenden Verdächtigungen versteigt. Dieser traurige Ruhm blieb dem „Deutsch-Brasilianischen Familien-Wochenblatt“ (S. Paulo) vorbehalten, das feststellt, daß „von einer gewissen Seite mit einer auffälligen Konsequenz, die man sonst bei den Leuten nicht wahrnimmt (sic!), gegen Pedro de Toledo und Rodolpho Miranda als Positivisten, Rondisten (??) und weiß der Kuckuck, was noch für „Isten“ gewählt (sic!) wird.“ Vielleicht empfiehlt sich der Schreiber des Artikels, der Gott sei Dank kein Deutscher ist, durch die auffällige Konsequenz, mit der er das Lied dessen singt, dessen Brot er gerade ißt oder essen möchte, zur Verwendung im Paulistaner Wahlkampf. Bei den Deutschen Brasiliens, die gegen die überspannten Folgerungen, die Herr Rondon aus seinem Positivismus zieht, ihren bedrängten Volksgenossen in Santa Catharina ohne Rücksicht auf religiöse und politische Gesinnung wie ein Mann zur Seite stehen und die dabei neuerdings schon die Unterstützung der angesehensten landessprachlichen Blätter, wie „Jornal do Commercio“, „Imprensa“, „Estado de S. Paulo“ finden, gereicht ihm das Elaborat jedenfalls nicht zur Empfehlung!

Erfreulich klingt eine Mitteilung der „Neuen Deutschen Zeitung“ (Porto Alegre) über die Kolonie Neu-Württemberg des Dr. Hermann Meyer: „Wir hatten gestern Gelegenheit, durch Herrn Konsul Karl Walter eine Anzahl sehr schöner photographischer Aufnahmen von der Kolonie Neu-Württemberg zu sehen. Die Bilder, vom Koloniedirektor Hrn. Faulhaber gefertigt, zeigen diese Kolonie als blühende Ortschaft mit zufriedenen Bewohnern. Welch vortrefflichen Eindruck macht das Direktorialgebäude, wie schmuck und wohnlich muten die Kolonistenhäuser an! Die Landschaft bietet hübsche Szenen, so einen prachtvollen Wasserfall, der in mächtiger Cascade zu Tal stürzt. Die schnelle und erfreuliche Entwicklung Neu-Württembergs ist aus dieser Serie von Aufnahmen aufs beste ersichtlich.“

In Joinville tobt bekanntlich ein heftiger politischer Streit zwischen den Anhängern des Dr. Abdon Baptista, des Nativistenführers, und einer Gegenpartei, der natürlich die Deutschen in ihrer überwiegenden Mehrzahl angehören. Bei den letzten Munizipalwahlen hat diese Partei glänzend gesiegt und Herr Abdon Baptista versucht nun mit allen Mitteln, auch der Fälschung, die neugewählte Munizipalkammer aus dem Amte zu bringen. Hier zwei Beispiele, wie er es anfängt, die wir der „Kolonie-Zeitung“ (Joinville) entnehmen: „Wie wir aus bester Quelle erfahren, hat Herr Dr. Abdon Baptista in Rio sich an den greisen Visconde de Ouro Preto, bekanntlich Vertreter unseres Staates in der

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien.
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetininga N. 4. S. Paulo
Von 1-3 Uhr. Telephon 1407.

Grenzstreitfrage, gewandt, mit dem Ansinnen, für und seine auf Grund der gefälschten Stimmensichtung „gewählten“ Kammerräte eine Habeas Corpus-ordre vom Supremo Tribunal zu erwirken. Herr Visconde de Ouro Preto hat das Verlangen indeß glatt abgewiesen! Herr Dr. Abdon glaubte, uns einmal imponieren zu können, und daß für Geld auch ein Ouro Preto zu haben sei, holte sich statt dessen aber eine moralische Ohrfeige, wie sie sich nicht schöner denken läßt und die den glänzendsten Triumph für uns und unsere Sache bildet. Jeder Kommentar könnte die Wirkung dieser Lektion nur abschwächen.“

Ueber die demnächst zu erbauende Bahn von Florianopolis nach Lage meldet der „Urwaldsbote“ (Blumenau):

„Wie schon kurz berichtet, hat die Staatsregierung mit dem Bankhause Louis Dreyfuß & Co. in Paris ad referendum des Kongresses, d. h. vorbehaltlich der Zustimmung der Volksvertretung, einen Kontrakt über den Bau einer elektrischen Bahn vom Estreito nach Lages abgeschlossen. Auch der Bau einer großen Brücke über die Meerenge, welche die Insel Santa Catharina vom Festlande trennt, soll beschlossene Sache sein, und diese Brücke wird natürlich ebenfalls im Einvernehmen mit Dreyfuß & Co. gebaut werden, da es ja für die Bahn von größter Bedeutung ist, daß sie unmittelbaren Anschluß an die Staatshauptstadt erhält. Es sind, wie es scheint, auch sonst noch große Dinge im Werden, für welche man das französische Kapital zu interessieren hofft. Als Vertreter der Firma Dreyfuß hat Herr Charles Wiener, der früher im diplomatischen Dienste Frankreichs stand und als ein guter Brasilienkenner gilt, den Kontrakt unterzeichnet. Die Firma Dreyfuß, der man intime Beziehungen zum französischen Ministerium des Aeußeren nachsagt, ist eins der bedeutendsten Pariser Bankhäuser und an vielen auswärtigen Unternehmungen beteiligt. Es ist offenbar ein vorteilhaftes Geschäft, das ihr in Santa Catharina winkt, und deshalb hat sie nicht lange gezögert, zuzugreifen. Hoffen wir, daß unser Staat dabei kein schlechtes Geschäft machen wird. Der Anschein spricht allerdings dagegen. Jedenfalls enthält die Begeisterung, mit der die Nachricht vom Abschluß des Kontraktes in Desterro aufgenommen wurde, ein gut Teil Kritiklosigkeit. Das wird sich zeigen, „wenn die Kosten kommen“, und dann wird mancher sich „angstbekommen“ fühlen. Uns wenigstens ist es schleierhaft, wie der Staat den eingegangenen Verpflichtungen gerecht werden soll, ohne die Steuerkraft seiner Bewohner, die er schon aufs äußerste in Anspruch genommen hat, völlig zu erschöpfen. Dann aber werden viele, die heute dem Governador „Hosiannah!“ zurufen, noch viel lauter ihr „Kreuzige!“ schreien. Qui vivra, verra. Sehen wir uns den Kontrakt, der jetzt im Amtsblatt „O Dia“ veröffentlicht ist, etwas näher an. Der Unternehmer verpflichtet sich, eine elektrische Bahn von einem Meter Spurweite vom Estreito nach La-

ges zu bauen und zwar zum Preise von 40 Contos Papier für den Kilometer. Die erforderlichen Verlängerungen und Zweiglinien sind zu gelegener Zeit im Einvernehmen mit der Regierung zu bauen. Der Unternehmer übergibt die Bahn in Strecken von 40 bis 50 Kilometern dem Verkehr. (Es dürften in ganzen etwa 200 Kilometer sein.) Jedesmal, wenn eine Strecke abgenommen ist, erhält der Unternehmer von der Regierung die entsprechende Summe, also 40 Contos für den Kilometer, ausgezahlt, und zwar in Schuldtiteln zum Kurse von 84, die mit 5 Prozent verzinnt werden, während die Amortisation 0,5 Prozent jährlich beträgt. In diesen 40 Contos ist eine Bundesbeihilfe von 15 Contos enthalten, welche der Staat für das Unternehmen erwirken will. Sollte der Bund die erhoffte Unterstützung verweigern, so wird der Staat mit dem Unternehmer ein anderes Mittel zur Verwirklichung des Kontraktes vereinbaren (d. h. der Staat wird auch noch diese 15 Contos tragen). Auf alle Fälle verpflichtet sich der Staat, nach Einlösung der von ihm ausgegebenen Schuldtitel den Bund für die gewährte Beihilfe zu „entschädigen“. Der Unternehmer hat das Nutzrecht an der Bahnlinie bis zur völligen Einlösung der Schuldtitel, die mit 0,5 Prozent jährlich getilgt werden. Der Reingewinn der Bahn bis zu 5,5 Prozent des aufgewandten Kapitals wird der Regierung überwiesen als Rückerstattung der von ihr gezahlten Zinsen und Tilgungsquoten; außerdem erhält die Regierung noch den dritten Teil des 5,5 Prozent übersteigenden Reingewinns, und zwar bis zur Auflösung des Kontrakts, auch wenn die von der Regierung für Verzinsung und Amortisation aufgewandten Beträge schon völlig zurückerstattet sind. Die Regierung verpflichtet sich, dem Unternehmer für ein Kapital von 1000 Contos bis zu 15 Jahren 5 Prozent Zinsen zu garantieren. Falls die Bahn einen Reingewinn abwirft, der jedoch die garantierte Zinssumme von 50 Contos nicht erreicht, zahlt die Regierung nur die Differenz. Beträgt der Reingewinn zwei Jahre hintereinander mindestens 50 Contos, so fällt die Zinsgarantie fort. Soweit der finanzielle Teil des Abkommens, der sich, wie unsere Leser merken werden, nicht gerade durch hervorragende Klarheit auszeichnet. Da die Bahn voraussichtlich sobald keinen Reingewinn abwerfen wird, bleiben alle Lasten auf Seiten des Staates und alle Vorteile auf Seiten des Unternehmers. Diesem wird außerdem eine lange Reihe von Vergünstigungen gewährt. Er ist frei von allen Staats- und Municipalsteuern; er darf für den Bau der elektrischen Bahn die Fahrstraße von Estreito nach Lages benutzen; er hat das Zonenprivileg, und es stehen ihm die Wasserfälle, die Steinbrüche und die Holzbestände auf den devoluten Ländereien zur Verfügung; die Regierung entegnet für ihm die Wasserfälle der Flüsse Caveiras, Canoas und Itajahy do Sul; er hat das Vorrecht für die Verlängerung der Bahn von Lages bis zum Anschluß an die S. Paulo-Rio Grande-Bahn usw.

Die Studien sollen in 4 Monaten abgeschlossen sein, und für den Bahnbau ist eine Frist von 2 Jahren festgesetzt. Wenn die von der Regierung ausgegebenen Schuldtitel bis auf den Rest getilgt sind, fällt die Bahn ohne jede Entschädigung an den Staat zurück. Die Tarife werden im Einvernehmen mit der Staatsregierung festgesetzt, die für ihre Transporte teils völlige Freiheit, teils bedeutende Ermäßigungen erhält.“

Soziale Schäden des Alkoholismus.*)

Die idealen Bedingungen für das gedeihliche Zusammenleben in einer größeren und kleineren menschlichen Gemeinschaft, im Staate und in der Familie, sind dann gegeben, wenn jeder, der den Schutz der Gemeinschaft genießt, aus vollen Kräften die ihm durch die Gemeinschaft auferlegten Pflichten erfüllt und darauf hinarbeitet, möglichst Vollkommenes zu leisten; nur auf solche Weise kann sich das Familien- und Staatsleben nach innen und außen als gesund und kräftig dartun.

Dieses Ideal des Gemeinwesens kann nicht erreicht werden, wenn sich stille Schäden einschleichen und breit machen, welche die Arbeitskraft des einzelnen Menschen lähmen, die Gemeinschaft stören und dem Gemeinwesen Lasten auferlegen, aus denen ein positiver Gewinn nicht zu ziehen ist, Lasten, die vielmehr recht empfindlich vom Vermögen des Staates zehren. Man darf — schon in Rücksicht auf das bisher Gemeldete — wohl mit vollem Rechte auch den Alkohol als einen derartigen Schädling bezeichnen; denn wir wissen, daß durch den Alkoholismus die Leistungsfähigkeit des Menschen nicht erhöht, sondern gemäß dem Ergebnis der psychophysiologischen Experimente recht erheblich beeinträchtigt wird; und zwar gilt dies von geistiger, wie körperlicher Arbeit; konnte doch Kraepelin auf Grund seiner Untersuchungen sagen: „Gerade der Arbeiter, der seinen Lebensunterhalt durch die Krafterleistung seiner Arme gewinnt, zerstört durch den Alkoholismus die Quelle seiner Leistungen am gründlichsten.“ — In Feldzügen und bei beschwerlichen wissenschaftlichen Expeditionen machten sich aufs deutlichste die Einflüsse des Wein- geistes geltend, welche die Einzelleistung herabdrückten, so daß man längst die Forderung anerkannte, bei solcher Gelegenheit den Alkohol ganz zu vermeiden. Nansen, der drei Jahre in „Nacht und Eis“ der nördlichen Polargegend zubringen mußte, folgte dieser Forderung; er konnte stolz davon erzählen, welche ausgezeichneten hygienischen Verhältnisse bei seiner Mannschaft herrschten und was von ihr geleistet worden war. Ernsthafte Bergsteiger stehen, wie wir hörten, vor und während ihrer kühnen Unternehmungen vom Alkoholgenuß ab, um ihre Sicherheit nicht zu mindern; Sportleute jeder Richtung erkennen heute dieses Prinzip der Enthaltensamkeit an und befolgen es. Ich kenne Aerzte in Krankenhäusern, die sonst dem Trunke durchaus nicht abhold sind, welche aber den Alkoholgenuß vermeiden, wenn sie die Reihe des Nachtdienstes mit seiner hohen Verantwortlichkeit trifft; dann ist der Jourhabende meist allein auf sich angewiesen; es könnte ein schwer Verletzter, ein plötzlich aufs gefährlichste Erkrankter eingeliefert werden und schnellen Entschluß, zielbewußtes Handeln vom Arzte fordern, Eigenschaften, die der Weingeist merklich einzudämmen vermag. — Als im Jahre 1890 die Berliner Dammühl-Arbeiten ausgeführt wurden, konnte der leitende Ingenieur folgendes berichten: „Wir hatten am Sonnabend, den 2. August, eine Hitze von 31 Grad R. Alle meine Leute karren und schaufelten, schrappten und ramnten, daß es eine Art hatte. Und das ging bei dieser wahrhaft afrikanischen Glut so nicht nur bis

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz dem soeben erschienenen 103. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: „Der Alkoholismus“. Von Dr. Georg B. Gruber in München. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. Mit 7 Abbildungen im Text. Preis geh. 1 Mark, in Leinwand geb. 1 Mark 25 Pfennig), das eine objektiv wissenschaftliche Darstellung der Alkoholfrage gibt, indem es nach einem historischen Ueberblick die physiologischen, pathologischen, generativen und sozialen Wirkungen des Alkohols vor allem auf Grund der Resultate experimenteller Messungen und Untersuchungen darstellt und endlich die zur Bekämpfung der Schäden des Alkoholismus getroffenen und zu treffenden Maßnahmen erörtert.

zum Feierabend, sondern meine Leute machten an diesem furchtbar heißen Tage noch drei Ueberstunden. Das klingt unglaublich, war aber durch ein einfaches Mittel erreicht. Wie es sich bei den Arbeiten an der Pacific-Bahn erprobt, so gab ich ihnen nichts als mit Essig und Zucker versetztes Wasser zu trinken, Bier oder gar Schnaps untersagend. Bei einer anderen Abteilung, wo dies nicht verboten war, hörten die Leute ermattet auf.“

Daß die Einzelleistungen ungenügend werden, wenn sie ein Mensch vollbringt, der bereits schwere Organschädigungen durch Alkoholmißbrauch davontrug, ist klar. Und daß die Summe der Einzelleistungen durch häufige Erkrankung, zeitweise Arbeitsunfähigkeit des Arbeitenden infolge des übermäßigen Genusses von berauschenden Getränken herabgemindert wird, liegt ebenfalls auf der Hand. So gibt es auch kaum einen wahnwitzigeren Ausspruch, als den mancher Menschen, die zu schwerer Arbeit angestellt sind und zugleich schwer trinken, wenn man sie fragt, warum sie soviel trinken; die Antwort ist geradezu stereotyp: „Wenn einer so schwer arbeiten soll, wie ich, dann muß er trinken der Kraft wegen, er kann sonst nichts leisten!“

Eine sehr große Reihe von Untersuchungen hat es sich zum Ziele gesetzt, die Beziehungen des Alkoholgenusses zum Verbrechen klarzustellen und zahlenmäßig niederzulegen. Dabei hat man gefunden, daß es nicht jene Vergehen und Verbrechen sind, welche einer Ueberlegung, eines fein durchdachten Planes zur ungestörten Vollendung bedürfen, die man dem Alkohol zur Last legen kann. Nein, es sind Vergehen, die im Affekte zustande kommen, Verbrechen, die triebartig, rasch ausgeführt werden; rohe, gewaltsame Handlungen sind es, die, wie Aeschaffenburg dartut, nach Art einer Wahlreaktion unternommen werden. Dinge und Anlässe, die bei ungestörter Hirntätigkeit den Menschen kalt ließen, ihn höchstens veranlassen könnten, sie durch Ausweichen zu meiden, durch ruhige Worte aus der Welt zu schaffen, reißen den im Alkoholbann Stehenden zu jähren Worten und unsinnigen Gewalttaten hin. Mord, Totschlag, Körperverletzung, Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch, grober Unfug aller Arten, Notzuchtsverbrechen, Sittlichkeitsvergehen kommen hier zumeist in Betracht, obwohl auch die übrigen Verbrechen, wie Diebstahl, Betrug und Fälschung usw. oft genug von Alkoholikern begangen werden, zum mindesten durch entartete Menschen auf Grund elterlicher oder eigener, zur Zeit der Straftat nicht hervorgetretener Trunksucht; denn die Statistik weist bei 30 bis 70 Prozent der Verbrecher und der zur Zwangserziehung gelangten Jugendlichen Trunkenhaftigkeit der El-

Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schälcr Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinigung der erforderlichen Kaffee-Reinigungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1859

tern nach. A. Baer, der das erste, klassisch gewordene, zusammenfassende Buch über Alkoholismus schrieb, ermittelte 1874 an 32.837 Gefangenen in 120 deutschen Anstalten die Lebensgepflogenheiten und die Umstände, unter denen sie ihre Straftat begangen. Das Ergebnis warf ein höchst ungünstiges Licht auf den Alkoholismus.

Aus einer schematischen Darstellung Baers, der die Feststellungen an 8067 männlichen Personen in Gefängnissen zugrunde liegen, geht hervor, daß der Gelegenheitstrunk, das ist der akute Alkoholmißbrauch vor der Tat nachzuweisen war z. B.: bei Hausfriedensbruch in 94,2 Prozent, Körperverletzung in 81,7 Prozent, Sittlichkeitsvergehen in 73,3 Prozent Fällen. Dagegen waren unter den wegen Hausfriedensbruches, Widerstandes, Körperverletzung und Sittlichkeitsverbrechen Inhaftierten bedeutend weniger Gewohnheitstrinker.

Man hat sich auch für die geographische Verteilung der Straftaten, die in Frage kommen, interessiert und konnte konstatieren, daß z. B. die gefährlichen Körperverletzungen sich am häufigsten dort finden, wo der meiste Bier-, Wein- und Schnapskonsum nachzuweisen ist. 1882—1893 trafen im Deutschen Reiche durchschnittlich auf 100.000 strafmündige Personen 163 Körperverletzungen, jedoch war an den Orten mit entsprechendem Alkoholkonsum das Verhältnis viel ungünstiger.

Eine im IV. Bande des Reichsarbeitsblattes mitgeteilte Statistik zeigt, daß für die Zeit 1898—1902, in der das Verbrechen der gefährlichen Körperverletzung unter 100.000 Menschen im Reichsdurchschnitt 239 zur Aburteilung gelangte, in Gegenden mit bedeutendem Weingeistkonsum diese Urteilsziffer erheblich höher war; sie erreichte in der Pfalz die Höhe von 633, in Niederbayern von 565, in Mannheim von 481 und in Oppeln von 481. Dies besagt, daß „in den östlichen Grenzgebieten des Reiches, noch mehr

in Bayern, das durch sein Bier berühmt ist, vollends in der durch reichlichen und billigen Wein ausgezeichneten Pfalz und in anderen Gebieten des Rheines“ das Uebermaß des genossenen Alkohols in der Häufigkeit des typischsten Affektverbrechens deutlich zum Ausdruck kommt.

Kürz hat für Körperverletzungen den Tatort und den Tag eruiert; das Ergebnis läßt das Wirtshaus als die Hauptstätte des Verbrechens erkennen und zeigt, daß die Sonntage (auch die Feiertage!) ausserordentlich belastet sind, daß die Zahl der Verbrechen bis Donnerstag abnimmt, um schon am Freitag, das ist am Tag vor der Lohnerhebung, wieder zuzunehmen. Warum gerade Sonn- und Feiertage mit so zahlreichen Rohheitsdelikten besetzt sind, ist ohne weiteres klar, wenn man die Gepflogenheiten der niederen, auch mancher höheren Klassen (Studenten) kennt, die den Ruhetag beim Trunke verbringen und unter dem Einfluß des Getränkes sich zu Gewalttaten hinreißen lassen.

Eine Statistik des Jahres 1893 gibt darüber Aufschluß, wie weit das alkoholfreudige Studententum kriminell in Betracht kommt: „die Sachbeschädigungen sind bei Studenten doppelt, Gewalt und Drohung gegen Beamte dreimal, Beleidigung anderthalbmal, Körperverletzung und Hausfriedensbruch beinahe ebenso häufig wie bei der allgemeinen Bevölkerung, während Betrug und Diebstahl bei ihnen kaum in Betracht kommen“ (Hoppe).

Nach all dem bisher Mitgeteilten ist es eine zwingende Notwendigkeit, daß in Gefängnissen und auch in Irrenanstalten, die dem Staate so enorme Kosten verursachen, ein großer Teil von Menschen sich befindet, die ihre Unfreiheit dem Alkohol verdanken.

Es wäre interessant zu erfahren, wie hoch die Summe sich beläuft, die innerhalb der deutschen Reichsgrenzen während eines Jahres im Zusammenhang mit Alkoholschäden ausgegeben werden, also

für Rechts-, Kranken- und Irrenpflege aus Armenkassen, ferner von den verschiedenartigen Versicherungen, die hier in Betracht kommen. Ob diese Summe nicht die drei Milliarden in Schatten stellen möchte, welche die Deutschen alljährlich gemäß dem Nachweis über indirekte Steuern für Alkoholika verausgaben?

Volksbildung.

Dieser Tage lasen wir in einem lusobrasilianischen Blatte der Bundeshauptstadt Betrachtungen über den Analphabetismus. In Brasilien? Ei bewahre, in Mexiko! Die verehrten Kollegen stellten tief sinnige Betrachtungen an über die Verwerflichkeit der Diktatur, die es nicht fertig gebracht habe, die Volksbildung zu heben, wie der hohe Prozentsatz der Analphabeten (80 Prozent) beweise. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie, denn selbst die optimistischsten offiziellen Statistiken geben bei uns den Prozentsatz der Analphabeten auf 70 Prozent an, woraus man füglich schließen darf, daß er in Wirklichkeit nicht viel geringer als 80 Prozent ist, und ein so kompetenter Beurteiler wie der Paulistaner Statistiker Paulo Pestana betitelt Brasilien mit Vorliebe „Analphabetolandia“. Wir haben also gar keinen Anlaß, auf andere Länder mit Mitleid herabzublicken, zumal, wenn wir bedenken, daß kein anderer Staat des lateinischen Amerikas sich so ruhiger und stetiger innerer Verhältnisse erfreute wie Brasilien.

Im Grunde genommen ist es erstaunlich, wie wenig Interesse von jeher unsere Staatsmänner und Politiker für die Förderung der Volksbildung gehabt haben, während z. B. die doch gewiß nicht wichtigere Frage der Abschaffung der Sklaverei eine tiefgehende und leidenschaftliche Bewegung hervorrufen konnte. Platonisch freilich haben sich Gesetzgeber und Verwalter schon in den ersten Tagen des Kaiserreiches um die Volksschule bemüht, wofür das Dekret von 1823 und das Gesetz vom 15. Oktober 1827 Zeugnis ablegen. Aber die Schulen nach dem Lancasterschen System, die man „am Hofe“ (in der Reichshauptstadt) in nicht unbeträchtlicher Zahl gründete, ergaben nicht das geringste Resultat; und das Gesetz von 1827, das in allen Orten Brasiliens Schulen zu errichten befahl, wurde nicht ausgeführt. Nicht nur die Gleichgültigkeit der Regierungen, die im Hin und Her der politischen Intrigen aufgingen, nicht nur die bewegte Zeit der Regentschaft, die kurz darauf begann, sondern auch der Mangel an geeigneten und ausreichenden Lehrkräften stellte sich dem entgegen.

Im Jahre 1832 machte Lino Coutinho nochmals einen wohlgemeinten, aber ergebnislosen Versuch, die Volksschule zu beleben. Dann kam der sogenannte „Acto Adicional“, der den partikularistischen Bestrebungen durch Schaffung der Provinzialkongresse Rechnung trug und eine Reihe wichtiger Aufgaben den Provinzen zur Regelung überließ. Dazu gehörte auch das Unterrichtswesen, das nunmehr aus der Zahl der gemeinsamen Interessen, in der es ohnehin keine große Rolle spielte, völlig ausschied und der Lokalpolitik unterstellt wurde. Die Lokalpolitik war aber unter den engen und kleinen Verhältnissen von damals in noch viel höherem Grade als heute Personenpolitik und Hinter-

wäldertum. So wurde in einer Zeit, in der es in unserem Lande zu jedem Fortschritt der Anregung und des Antriebs seitens der Hauptstadt und der Regierung bedurfte, die Volksschule zur Stagnation verurteilt. (Mit den höheren Schulen war das bekanntlich nicht in gleichem Maße der Fall, da die Politiker natürlich für die Vorbildung ihrer Söhne zum Studium der Rechte oder der Medizin schon sorgten.) Um die Schulen Rio jedoch kümmerte sich die Regierung wenigstens unter der zweiten Regentschaft. Der energische Regent, der Senator Diogo Antonio Fejo, führte schon im Jahre seiner Wahl (1835) eine strenge Beaufsichtigung des Schulbetriebs in der Bundeshauptstadt ein. Im übrigen aber hörte man nichts mehr von dem Problem, das in der konstituierenden Nationalversammlung von 1823 so manchenmal erörtert worden war und zu so gutgemeinten Formulierungen Anlaß gegeben hatte. Jahrelang schien die Frage für Brasilien gar nicht in Betracht zu kommen. Wohl wurden hier und da Schulen gegründet, denn das Volk war wissensdurstig, und die Munizipal- und Provinzialverwaltungen gewährten wohl auch den Lehrern, die auf eigene Faust dem Verlangen der Bevölkerung Rechnung getragen und Schulen eingerichtet hatten, Unterstützungen, aber von Staatswegen geschah nichts.

Erst Liberato Barrozo und der größte Vorkämpfer für die Hebung der Volksbildung in Brasilien, Tavares Bastos, bemühten sich, die Aufmerksamkeit der Staatsmänner wieder auf dieses so wichtige Problem zu lenken. Ihnen folgte 1870 Paulino de Souza, der einen Gesetzentwurf einbrachte, wodurch der Schulzwang eingeführt werden sollte. Aber er richtete ebensowenig etwas aus, wie Couto Ferraz, der vom Minister des Innern hören mußte, daß wir „Stetigkeit in der Verwaltung“ brauchten und daß daher solche Neuerungen verwerflich wären. Im nächsten Jahre jedoch erregte ein Mann, der kürzlich wieder in die Verwaltung eingetreten ist, der Staatsrat João Alfredo, wenigstens die allgemeine Aufmerksamkeit, als er die Forderung des allgemeinen Schulzwanges von neuem erhob und gleichzeitig die Durchführung der 1854 geplanten Reformen verlangte. Die Vorlage wurde zwar abgelehnt, aber die Episode ist doch bedeutungsvoll, weil João Alfredo dem Irrtum des „Acto Adicional“ energisch auf den Leib rückte. Auch ein anderer Ueberlebender aus jener Zeit, Leocio de Carvalho, versuchte das Land dem Analphabetismus zu entreißen. In seinem Tätigkeitsbericht für 1878 erscheinen die Ideen Tavares Bastos' wieder; und außerdem brachte er uns praktisch einen Schritt vorwärts, indem er die Normalschule gründete, die die Ausbildung brauchbarer Lehrkräfte in größerer Anzahl ermöglichte.

Wenn man noch Dantas und das flüchtige Eingreifen Benjamin Constants erwähnt, so hat man im wesentlichen die Tätigkeit von Bundes wegen bis auf die jüngste Zeit. Dafür begannen aber mehrere Einzelstaaten sich energisch zu regen. In S. Paulo leisteten Brasiliense, Bernardino de Campos und Cezario Motta Großes, indem sie auf dem Grunde weiterbauten, den verschiedene Präsidenten der früheren Provinz gelegt hatten. In Rio gelang es Medeiros e Albuquerque, die Besuchsziffer zu verdreifachen und ein gutes Lehrpersonal heranzubilden. In Rio Grande do Sul wollten Julio de Castillos und Borges de Medeiros nicht zurückstehen. Aus den

allerletzten Jahren ist der Bestrebungen von Santa Catharina, Parana, Minas Geraes und Espirito Santo zu gedenken, und sogar Matto Grosso hat sich aus S. Paulo Lehrer zur Organisation seines Unterrichtswesens kommen lassen. Man kann sagen, daß sich der Schulbesuch im Durchschnitt der Staaten in den letzten zwei Jahrzehnten verdoppelt hat. Von anderthalb Prozent ist die Schülerzahl auf nahezu drei Prozent gestiegen, eine Zahl, mit der wir gewiß noch keine Ehre einlegen können, die aber immerhin schon einen Fortschritt bedeutet. Wenn man jedoch aus diesem Anlaß die Republik gegenüber dem Kaiserreich herausstreichen will, so tut man dem alten Regime Unrecht. Der Fortschritt ist kein Verdienst der Republik, sondern auf den Einfluß und das Vorbild des fremden Elements, auf die viel stärkere Einbeziehung Brasiliens in den Weltverkehr und auf die Verbesserung der Verbindungen im Innern des Landes zurückzuführen.

Seit einigen Jahren ist auch eine Zunahme des öffentlichen Interesses für die Frage der Volksbildung zu bemerken. Man kann jetzt öfters in der landessprachlichen Presse Betrachtungen über diesen Gegenstand lesen, die zwar manchmal über das Ziel hinausschießen, wie das bei uns üblich ist, die aber trotzdem erfreulich sind. Von einer wirklich vorwärtsdrängenden Bewegung der öffentlichen Meinung freilich scheinen wir noch weit entfernt zu sein, sonst wäre der Entwurf eines Gesetzes, durch das die Einwirkung der Bundesregierung auch auf die Schulen der Einzelstaaten ausgedehnt und somit mit der Doktrin des „Acto Addicional“ gebrochen werden sollte, — ein Entwurf des Präsidenten Afonso Penna und seines Ministers des Innern Tavares de Lyra, der der Botschaft von 1908 beigegeben war — nicht infolge der völligen Teilnahmslosigkeit und Verständnislosigkeit des Kongresses lautlos in der Versenkung verschwunden. Der Weg ist also noch weit, aber er muß zurückgelegt werden, wenn wir wirklich ein Kulturvolk werden wollen. Und der Umstand, daß es viel Geld kostet, darf uns nicht zurücksehrecken, denn noch nie hat sich für einen Staat eine Anlage produktiver erwiesen, als das Geld, das er für die Hebung der Volksbildung aufwendete.

Ueberseeische Postnachrichten.

— Auf der Sekundärbahn Albi-Albigois stieß, wie aus Paris gemeldet wird, ein Zug, in dem sich zahlreiche Pilger, meist Mädchen befanden, bei Combalets mit einem andern Zug zusammen. Drei Mädchen wurden getötet und fünfzehn schwer verletzt. Das Unglück hat sich, wie neuere Nachrichten melden, folgendermaßen zugetragen: Der Zug war ein aus zehn Wagen bestehender Sonderzug, in dem sich 200 bis 300 Pilger aus Valence und Albi befanden. Es waren meistens junge Mädchen mit ihren Müttern, die sich nach Notre Dame de la Dreche begaben. Wenige Minuten vor der Abfahrt des fahrplanmäßigen Zuges hielt der Lastzug kurz vor der Station Combalets, und die Lokomotive nahm Wasser ein. In diesem Augenblick brauste der fahrplanmäßige Zug Nr. 12 heran. Der Zugführer bemerkte den auf der Strecke haltenden Sonderzug und zog sofort die Bremsen. Unglücklicherweise versagten

diese, und der Zug Nr. 12 fuhr auf den in einer Kurve haltenden Pilgerzug auf. Der letzte Wagen des Pilgerzuges wurde vollständig zertrümmert, in die Höhe gehoben und auf den vorletzten Wagen geworfen, dessen Dach eingedrückt wurde. Ein einziger markerschütternder Schreckenschrei wurde hörbar. Drei junge Mädchen, die zur ersten Kommunion gingen, wurden sofort getötet. Zwei andere, Schwestern im Alter von 11 und 12 Jahren, hatten so schwere Verletzungen am Kopf davongetragen, daß sie im Laufe des Nachmittags gestorben sind. Ein anderes, zwölfjähriges Mädchen, das schwere innere Verletzungen erlitten hatte, überlebte das Unglück nur um zwei Stunden. Die Befreiung der Verunglückten aus den Trümmern war sehr schwer. Nach und nach wurden zehn junge Mädchen und fünf Frauen mit mehr oder minder schweren Verletzungen hervorgezogen. Die meisten haben komplizierte Arm- und Beinbrüche davongetragen. Einem Kinde im Alter von sieben Jahren wurde die ganze linke Seite aufgerissen und der linke Arm vollständig vom Körper getrennt.

— Eine reiche Südamerikanerin hat bei einem Pariser Schuhmacher ein Paar Schuhe anfertigen lassen, die die Kleinigkeit von 8000 Mark kosten. Etwa 200 Kolibribrüste hat der Schuhmacher sich verschaffen müssen, um diese Schühchen herzustellen. Die Seltenheit dieser Vögel wie die Mühe, sie zu fangen, verursachten den hohen Preis. Der „Künstler“ behandelte das Gefieder so zart, daß, als die Schuhe fertig waren, sie so aussahen, als beständen sie aus starker und reicher schillernder Seide. Die Täuschung wird noch gesteigert dadurch, daß die Absätze zu dem tiefsten Ton des Gefieders passen. Ueberhaupt ist es zurzeit Mode in Paris, nur Schuhe und Stiefel zu tragen, die nicht unter 100 Fres. kommen. Diesen unsinnigen Stiefel-Luxus hat die fußfreie Rock-Mode im Gefolge gehabt.

— Die Frage nach der Herkunft des 1868 bei Hildesheim gefundenen Silberschatzes, der gegenwärtig im Berliner Museum sich befindet, hat eine neue hochinteressante Beantwortung durch den hervorragenden Historiker der römischen Kaiserzeit, Prof. Otto Seeck, gefunden. Aus Inschriften auf den Geräten, die die Zahl einer zusammengehörigen Garnitur angeben, läßt sich feststellen, daß in dem Schatz die Hälfte der zusammengehörigen Stücke erhalten ist. Der ursprüngliche Bestand des Silbergeräts ist also halbiert worden, und dies kann nicht etwa unter zivilisierten Römern geschehen sein, die wußten, wie wertvoll die ganze Garnitur solch kostbarer Teller oder Schalen war, sondern nur von zwei germanischen Eroberern, von denen der eine dem andern eben nur die Hälfte der Beute gönnte. Da der Schatz im ehemaligen Gebiet der Cherusker gefunden worden ist und die jüngsten vorhandenen Stücke der Zeit des Augustus angehören, so kann es sich hierbei nur um einen Teil der Beute handeln, die in der Tentoburger Schlacht gewonnen wurde. Der Besitzer könne wohl niemand anders als Varus gewesen sein.

— Das Kriegsministerium hat dem Berliner Magistrat die östliche Hälfte des Exerzierplatzes vor dem Schönhauser Tor zum Kauf angeboten. Nach längerer Verhandlung ist der Kauf zustande gekommen und zwar beträgt der Preis 6½ Mill. Mark. Das Gelände wird zum großen Teil Parkanlagen erhalten.

— In einem Hörsaal der Berliner Universität ereignete sich kürzlich eine Szene, die bezeichnende Streiflichter auf die Auffassung der weiblichen Studierenden vor dem Ernst der Wissenschaft wirft. Der Botaniker Prof. Haberlandt liest in diesem Semester über „Grundzüge der Botanik“, ein Kolleg, das stark besucht ist und auch zahlreiche weibliche Hörer hat. In einer der letzten Vorlesungen besprach nun der Dozent, selbstverständlich in durchaus sachlicher Form, die Vorgänge bei der Befruchtung der Pflanze. Darauf verließen alle anwesenden Damen ostentativ den Raum. Sie haben dadurch nur dokumentiert, daß sie in ihrer Gesamtheit für ein ernsthaftes botanisches Studium nicht reif sind, und sie haben mit ihrer albernen Demonstration noch etwas Schlimmeres getan: nämlich den noch in großer Zahl vorhandenen Gegnern des Frauenstudiums eine Waffe in die Hand gegeben, die sich gegen sie selbst kehren wird. Denn wohin soll es führen, wenn die weiblichen Studierenden versuchen, einen Zwang auf die Dozenten in der Richtung auszuüben, daß sie ihre Vorlesungen unter Beachtung jener Rücksichten halten, wie sie in Töchterpensionaten üblich sind. Die Wissenschaft kennt keine Prüderie. Da Botanik vor allen Dingen auch von den Aerzten getrieben werden muß, so muß man annehmen, daß unter den weiblichen Hörern des „austößigen“ Kollegs auch angehende Medizinerinnen gewesen sind. Was werden die erst machen, wenn sie in der Anatomie arbeiten sollen!

— Die vor wenigen Wochen erschienene Rangliste des preußischen Heeres für das Jahr 1911 enthält auf ihrer Seite 230 einen Vermerk, der in Friedenszeiten zu den größten Seltenheiten gehören dürfte. Beim 8. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 70, das in Saarbrücken in Garnison steht, liest man in dem Absatze, der die seit dem Erscheinen der letzten Rangliste nicht mehr dem Regiment angehörenden Offizieren die Ursachen ihres Ausscheidens angibt: „Verschollen: Leutnants Rommeler, Lange“. — In jedem Kriege kommt es vor, daß Mannschaften und Offiziere verschwinden, ohne daß es gewiß wird, welches Schicksal ihnen widerfahren ist. Sie kehren von einer Patrouille, einer Postenbestellung oder aus einem einsam gelegenen Quartier nicht zu ihrer Truppe zurück, und auch wenn am Friedensschlusse die Gefangenen ausgetauscht werden, fehlt jegliche Spur von ihnen. Hat eine feindliche Kugel sie aus dem Hinterhalt getroffen, sind sie das Opfer der Feindseligkeit der Eingeborenen geworden, oder hat ein Unglücksfall sie aus den Reihen der Lebenden gerissen? Niemals erfahren ihre Lieben in der Heimat es. Wenn aber im tiefsten Frieden zwei junge Leutnants für „verschollen“ erklärt werden müssen, so hat es damit gewiß eine eigene, traurige Bewandnis. Und man darf annehmen, daß das seltsame Wort in diesem Falle ein ernstes Geheimnis umschließt.

— Ein Händler Pl. hatte in der Charlottenburger Straße zu Weißensee vor einigen Wochen ein Grundstück erworben, auf dem sich eine deutsche Dogge als Wachhund befand. Als Pl. sein Grundstück betreten wollte, bemerkte er jedoch, daß er den Tor Schlüssel vergessen hatte. Kurz entschlossen kletterte der Händler über den Zaun und begab sich dann nach dem in der Mitte des Platzes belegenen Haus. Plötzlich wurde er von dem Wachhund angefallen und in wenigen Minuten furchtbar zugerichtet. Auf die Hilferufe des Mannes eilten Leute hinzu, die den

Hund nur mit Mühe von seinem Opfer entfernen konnten. Pl. wurde nach dem Weißenseer Krankenhaus gebracht, wo ihm das rechte Bein sofort abgenommen werden mußte. Bald darauf starb der Händler. Die Polizei ließ feststellen ob der Hund vielleicht an Tollwut litt. Wahrscheinlich ist aber die Annahme, daß das Tier seinen neuen Herrn, der sich wohl noch nicht genug mit ihm beschäftigt hatte, für einen Einbrecher hielt.

— Unter dem Verdacht Vater und Mutter vergiftet zu haben, wurde, einer Meldung aus Hagen zufolge, der 22jährige Kaufmann Miethe, der Sohn des Geschäftsführers des „Schwelmer Tageblattes“, verhaftet. Vor etwa zwei Monaten starb plötzlich die Mutter, und kürzlich folgte auch der Vater seiner Frau in den Tod nach, nachdem er etwa drei Wochen an eigenartigen Schmerzen und Erbrechen gelitten hatte. Die Staatsanwaltschaft ließ die Leichen mit Beschlag belegen.

— Eine erschütternde Tragödie hat sich in Prag abgespielt. Der 63 Jahre alte Pharmazeut Friedrich Swoboda hat seine 53jährige Gattin Marie mit Strychnin vergiftet. Seine schwerkranke Frau hatte ihn aufgefordert, ihr ein Beruhigungsmittel zu geben. Swoboda gestand seiner sterbenden Frau, daß er sie vergiftet habe und auch sich das Leben nehmen werde, um alerl Not ein Ende zu machen. Mit dem Tode ringend, bat ihn die Frau tränenden Auges, sich doch nicht zu vergiften. Dennoch nahm der Mann eine erhebliche Dosis Morphium. Er drückte dann der Toten ein Kruzifix in die Hand und stürzte auf die Straße, wo er lange Zeit umherirrte. Später stellte er sich der Polizei und gab an, daß er seine Frau umgebracht habe und sich auch selbst vergiftet habe. Da man auch Vergiftungserscheinungen bei ihm bemerkte, so brachte man ihn in die Krankenabteilung des Untersuchungsgefängnisses.

— Vor einigen Wochen unternahmen mehrere Berliner und Dresdener Touristen, die als vorzügliche Kletterer bekannt sind, eine gemeinsame Gebirgstour in die Sächsische Schweiz. Es war geplant, mehrere schwer zugängliche Felsgipfel im Rathener Gebiet, unweit der Bastei, zu erklimmen. Die Kletterer waren mit dem erforderlichen Touristengepäck, Seilen usw. ausgerüstet und beabsichtigten, zunächst die Höllenhundspitze zu besteigen. Der steilaufgende exponierte Felsen stellt an die Kletterer die höchsten Anforderungen, und nur ganz besonders geübten und gewandten Kletterern gelingt es, die Fels Spitze durch mehrere enge Kamine zu erreichen. Den Touristen gelang aber nach stundenlanger harter Arbeit die Besteigung des Felsens. Oben angelangt, wurden die Kletterer jedoch von einem eigenartigen Mißgeschick ereilt. Auf dem Gipfel entglitt ihnen das Seil, so daß jeder Abstieg von dem steilen Felsen unmöglich war. Stundenlang riefen die Abgeschlossenen laut um Hilfe. Als schließlich Retter nahten, erklärten diese, die Gefangenen aus ihrer kritischen Lage nicht befreien zu können. Alle Versuche, den Felsen zu erklimmen, erwiesen sich als unausführbar. Inzwischen war die Dunkelheit eingetreten, und die Touristen waren gezwungen, die ganze Nacht bei empfindlicher Kälte auf dem Gipfel zuzubringen. Von Rathen und der Bastei hatte man die gefährliche Lage der Kletterer wahrgenommen. Man telephonierte nach Dresden an den deutschen und österreichischen Touristenklub, und am nächsten Morgen trafen wohlausgerüstete Kletterer aus Dresden im Rathener Felsgebiet ein, um



das mühevollere Rettungswerk in Angriff zu nehmen. Auch aus Rathen und Schandau waren inzwischen Kletterer abgefahren, um die auf der Höllenhundspitze auf Rettung harrenden Touristen zu befreien. Es gelang den Dresdner Rettern, den Felsen zu besteigen und den Abgeschlossenen ein Seil zuzuwerfen. Nach mehrstündiger Arbeit waren die Rettungsarbeiten beendet, und die „Gefangenen der Höllenhundspitze“ konnten einer nach dem andern die Felsspitze verlassen. — Im Schrammsteingebiet wollten drei Kletterer den schwer zugänglichen Jungfernfelsen ersteigen, wobei ein Tourist ins Rutschen kam und abstürzte. Er trug einen komplizierten Beinbruch und andere Verletzungen davon.

— Der Fall Jatho, der seiner Erledigung vor dem Spruchkollegium der evangelischen Kirche noch harret, hat inzwischen zu einer etwas stürmischen Auseinandersetzung in der Berliner Kreissynode geführt. Ein Teil der Synodalen protestierte lebhaft gegen das den Geistlichen Berlins von dem Konsistorium auferlegte Gebot, Versammlungen zu meiden, die zugunsten des Pfarrers Jatho veranstaltet wurden.

— Die Geschäftsstelle des Deutschen Richterbundes macht in der „Deutschen Richterzeitung“ folgendes bekannt: „Dem Deutschen Richterbunde ist ein einem Mitgliede patentierter kugelsicherer Aufsatz für Sitzungstische, dessen Herstellungskosten nicht bedeutend sind, zur Verfügung angeboten worden. Wiederholte Attentate gegen Gerichtshöfe geben dem Erfinder Veranlassung zu seinem merkwürdigen Angebot.“

— Im großen Saal des Kurhauses zu Wiesbaden wurde die Ausstellung ausgewählter Entwürfe für das Bismarck-Denkmal bei Bingerbrück eröffnet. Da das Urteil des Preisgerichts in dem Wettbewerb um das rheinische Bismarck-Nationaldenkmal nicht von allen Seiten gebilligt wurde, ist diese zweite sogenannte „Revisions“-Ausstellung ins Leben gerufen worden, in der von den 400 in Düsseldorf ausgestellten Entwürfen nur 85 gezeigt werden. Weiten Kreisen des Publikums soll nunmehr nochmals Gelegenheit geboten werden, sich ein Urteil über die Denkmals-Entwürfe zu bilden.

— Nach den durch Wolkenbrüche schrecklich verwüsteten Gebieten der Kreise Gelnhausen und Büdingen in Hessen, ist eine Abteilung des Eisenbahnregiments Nr. 3 abgegangen, um sich an den Aufräumungsarbeiten zu beteiligen. Die weiter eingetroffenen Nachrichten bestätigen, daß eine verheerende Katastrophe vorliegt. In dem heimgesuchten Gebiet ist die Getreideernte vollständig vernichtet.

— Zweimal kurz hintereinander sind vor einigen Wochen in Aachen Erdstöße verspürt worden. Sie traten so stark auf, daß die Apparate auf der Erdbenenwarte der Technischen Hochschule unbrauchbar wurden. Die Wissenschaft ist der Ansicht, daß es sich um keine eigentlichen vulkanischen Erschütterungen, sondern um Bewegungen in dem Felsgerüst der Erde handelt.

— In Karaulowska bei Ufa sind 300 Wohngebäude und ein Kornspeicher verbrannt. 264 Stück Rindvieh sind in den Flammen umgekommen. — In Schumicha bei Tscheljabinsk sind 40 Häuser und viele Warenlager niedergebrannt. Der Schaden beträgt eine halbe Million Rubel.

— In Krakau wurde ein Raubmord entdeckt, der an der 65jährigen Witwe Syenezka begangen wurde, die eine Parterrewohnung innehatte. Der

Eigentümer des Hauses bemerkte an der Tür der Greisin einen Zettel mit der Aufschrift: „Verreise auf mehrere Tage!“ Dies schien ihm merkwürdig. Er wandte sich telegraphisch an die Tochter der Syenezka, der Frau des Gymnasialdirektors in Tornow, mit einer Anfrage. Daraufhin reiste die Tochter nach Krakau. Man ließ die Wohnung von einem Schlosser öffnen. In der Küche fand man in einer großen Blutlache die Leiche der Syenezka mit Matratzen und Kleidungsstücken bedeckt. Der Kopf war durch Axthiebe zertrümmert. Frau Syenezka war eine äußerst wohlhabende Dame. Vor drei Jahren starb ihr Mann, ein höherer Steuerbeamter. Ihre einzige Dienerin entließ Frau Syenezka kürzlich. Sie war sehr geizig. Auf der Innenseite der Tür fand man einen Zettel mit der Aufschrift: „Ich habe getötet aus persönlicher Rache!“ Die Mörder mußten mit den Verhältnissen der alten Frau vertraut gewesen sein. Die Schränke waren ausgeraubt. Man glaubt, daß den Tätern ein Betrag von mehreren hunderttausend Kronen in die Hände gefallen sein dürfte. Zwei Tage vorher wurde Frau Syenezka zum letztenmal gesehen. Die Polizei verhaftete den Hausbesorger und dessen Frau, die entschieden leugnen.

— Aus Dortmund wird gemeldet: Die Verhaftung einer Anzahl junger italienischer Bergleute im Amte Dorstfeld erregte hier nicht geringes Aufsehen. Die Verhafteten gehören einer geheimen revolutionären Verbindung an, die den Namen „Verein junger revolutionärer Sozialisten Francesco Ferrer in Huckarde“ führte und dort geheime Zusammenkünfte hatte. Der Vorsitzende und Gründer der Gesellschaft ist der Anarchist Bergmann Angelo Steffanizzi. Bei einer Haussuchung wurde schwer belastendes Material gefunden. Außer dem Vorsitzenden des Geheimbundes sind vier Italiener verhaftet worden. Mehrere Schuldige haben sich der Verhaftung durch die Flucht entzogen. Festgestellt ist, daß die in Frage kommenden Personen in der staatsfeindlichen Bewegung eine hervorragende Rolle gespielt haben.

— Ein falscher Hauptmann wurde von der Polizei in Charlottenburg verhaftet. Der 25 Jahre alte wohnungslose Josephski kaufte sich bei einem Trödler eine Hauptmannsuniform und begab sich in diesem Aufzuge in Begleitung eines Komplizen nach dem Geschäft des Juweliers R. in der Kantstraße in Charlottenburg, um sich hier eine größere Auswahl von Goldsachen vorlegen zu lassen und hierbei Diebstähle auszuführen. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, da der „Hauptmann“ infolge seiner nicht recht passenden Uniform, seines schiefen Helmsitzes und der nicht mehr in Gebrauch befindlichen blanken Säbelseide einem ihm begegnenden Offizier auffiel, der die Festnahme des verdächtigen „Kameraden“ durch einen Schutzmann veranlaßte. Auf der Wache wurde der Uniformträger dann als der vielfach vorbestrafte Einbrecher J. festgestellt. Weitere Ermittlungen hatten ergeben, daß J. in die Wohnung einer Kontoristin, mit der er ein Liebesverhältnis angeknüpft hatte, eingebrochen war und deren goldene Uhr erbeutet hatte. Als die Bestohlene auf dem Polizeipräsidium den wahren Charakter ihres „Postassistenten“ erfuhr und ihm ihre Verachtung zum Ausdruck brachte, tröstete er sie mit den Worten: „Wenn Sie die Uhr nicht wiederbekommen, bin ich noch immer Kavalier genug. Ihnen den Schaden zu ersetzen.“

Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 28. Juni

— Vom Schweizer Konsul, Herrn Achilles Isella, wurde uns das Resultat des Schützenfestes der Kolonie „Helvetia“ mitgeteilt. Beim Königsschießen ging Herr Jacques Müller aus Rio de Janeiro als Sieger hervor. Erster Ritter wurde Herr Boesch, ebenfalls aus Rio, und zweiter Ritter Herr Arnold Bannwart aus Helvetia. Beim Preisschießen errangen die drei ersten Prämien die Herren Pius und João Amstalden aus Helvetia, sowie Herr Boesch aus Rio de Janeiro.

— Der Präfekt, Herr Raymundo Duprat, übernahm gestern wieder seine Amtsgeschäfte. Er machte dem Staatspräsidenten davon Mitteilung.

— Der Leiter der Santa Casa, Dr. Francisco de Souza Queiroz, lud gestern den Staatspräsidenten und die Sekretäre ein, am Sonntag der Einweihungsfest der in Guapira errichteten Invalidenheims beizuwohnen. Zu diesem Zwecke geht um 2 Uhr nachmittags ein Extrazug nach dort.

— Heute Mittag findet im Zentralbüro der Mogyanaabahn in Campinas die Generalversammlung der Aktionäre dieses Unternehmens statt, auf welcher der Jahresbericht von 1910, Bilanz, Rechnungen etc. vorgelegt und die neuen Aufsichtsräte gewählt werden.

— Zum Besuche der Staatskolonien reist heute Dr. Mario Maldonado vom Ackerbausekretariat nach dem Innern.

— Laut Berichten aus Parana beträgt die Anzahl der niedergemetzelten Indianer 15 an Männern, Frauen und Kindern. Die Zahl der Angreifer wird auf 100 angegeben. Nach dem Tatorte sind verschiedene Regierungsbeamte unterwegs, um die Schuldigen zu ermitteln.

— Gestern nachmittag 3 Uhr traf hier die einbalsamierte Leiche des kürzlich in Paris verstorbenen Studenten der Rechte Joachim dos Santos Prates, Sohn des Conde de Prates ein. Es hatten sich morgens außer den Angehörigen eine Menge Freunde und Studiengenossen des Verstorbenen nach Santos begeben, um den Dampfer „Araguaya“ zu erwarten, der die sterbliche Hülle des Verblichenen nach dort brachte. Von der Bahn wurde der Sarg nach der Luzkapelle getragen, von wo aus heute morgen 10 Uhr die Ueberführung nach dem Friedhofe stattfand. Ein ungeheures Gefolge erwies dem Verstorbenen die letzte Ehre. Den trauernden Angehörigen bekundeten wir hiermit nochmals unsere herzlichste Teilnahme.

— Leichte Kopfwunden trug gestern abend der Syrier José Abdul davon, der in einem Botequim am Largo do Riachuelo mit seinem Landsmann José Abdalah in Streit geraten war. Letzterer wurde eingesperrt und der erstere auf der Polizeiwache verbunden.

— Für unsere liebe Jugend gibt es nichts schöneres, als fallende Ballons aufzufangen. Meistens geht aber der Ballon dabei in Fetzen und es kommt häufig unter den Jungen zu mehr oder minder gefährlichen Prügeleien, an denen sich bisweilen sogar die Alten beteiligen. Dieses Jahr sind dank der energischen Haltung unserer Ordnungshüter keine Ausschreitungen vorgekommen bis auf einen Fall, wobei gestern einem 10jährigen Knaben von einem anderen ein Stein an den Kopf geworfen wurde.

Wir wollen hoffen, daß nichts Schlimmeres vorfällt.

— Der in S. Bernardo ansässige syrische Händler Pedro Jorge beschwerte sich gestern bei der hiesigen Polizei darüber, daß er von den Individuen Salvador Pedro Baptista, dessen Vater und 2 Brüdern nach vorangegangenen Wortstreit verprügelt und bei dieser Gelegenheit auch seiner Barschaft im Betrage von 3 Contos beraubt worden sei. Sein Gesicht wies mehrere große Beulen und Wunden auf, welche er bei der Prügelei davongetragen hatte. Die Polizei traf Maßnahmen zur Ergreifung der Täter.

— In Haft genommen wurde gestern Abend der in der Rua Paulo Affonso 4 wohnhafte Luiz Pinheiro, welcher seine Frau angegriffen und mißhandelt hatte.

— Als gestern Mittag ein junges Mädchen, Namens Anna Maria da Conceição in der Nähe von Conceição dos Guarulhos die unzüchtigen Anträge eines gewissen Albino energisch abwehrte, wurde sie von diesem durch Knüppelieb am Kopfe verletzt. Der saubere Patron entfloß alsdann.

Polytheama. Gestern gelangte „Der Graf von Luxemburg“ bei ausverkauftem Hause zur Aufführung. Die Künstler ernteten rauschenden Beifall. Heute verabschiedet sich die Gesellschaft mit dem echt portugiesischen Volksstück „A's armas“.

Theater S. José. Die französische Kompagnie vom Theater Chatelet in Paris brachte gestern das Stück „Miguel Strogoff“ auf die Bretter und erzielte damit einen guten Erfolg. Das Theater ist gut besucht, die Eintrittspreise sind niedrig. Heute Wiederholung des Stückes.

Bijou-Theater. Im ersten Teile wird heute abend unter anderen der hübsche Film „Meinungswechsel“ und im zweiten Teile „Die Mutter“ und „Die Wettfahrt Paris—Madrid“ vorgeführt.

Radium. Als Neuheit von großartiger Wirkung steht für heute auf dem Programm: „Die Befangenheit (das Vorurteil) Peter Maries“. Ferner Wiederholung interessanter Bilder in der zweiten Sektion.

S. Paulo, Donnerstag, den 29. Juni

— Der Expräsident der Republik, Dr. Rodrigues Alves, begab sich gestern mit seiner Familie nach seiner Heimatstadt Guaratingueta. Bei seiner Abfahrt waren viele Freunde, sowie der Adjutant des Staatspräsidenten und der Sekretäre zugegen.

— Die Regierung erkannte Herrn Emilio Motta e Ortiz als Vertreter Griechenlands in der Hauptstadt, sowie die griechischen Vicekonsulu in Santos und Bebedouro an. Dieserhalb wurde der Minister des Auswärtigen, die Zivil- und Kriminal-Gerichtsbehörden verständigt.

— In Begleitung des Konsuls für Guatemala, Dr. Leopoldo Freitas, machte gestern der neue türkische Konsul Herr Jorge Bassila, dem Staatspräsidenten im Palast seine Aufwartung, ebenfalls der Präfekt der Hauptstadt, Herr Raimundo Duprat, sowie der neue portugiesische Konsul, Herr Paulino de Oliveira.

— Für das importierte Material der Funilbahn gewährte der Zollinspektor in Santos auf Antrag des Ackerbausekretärs zollfreie Einfuhr.

— Wie wir erfahren, werden anfangs Juli die Ingenieure der Commissão Geographica e Geologica in 4 Abteilungen aufbrechen, um eine neue topographische Küstenaufnahme zu machen. Die erste

Abteilung wird die Strecke von Cananéa nach Santos, Iguape, Ponta do Guarahu, Conceição de Itanhaem und S. Vicente, die zweite S. Sebastião, Paraty, Caraguatatuba, Ponta Grossa und Ponta do Respingador, die dritte die Inseln Cardozo, Abrigo, Moéla, S. Sebastião und dos Porcos, die vierte endlich die nordöstliche Zone unseres Staates bearbeiten.

— Um bis Ende des Jahres die Kanalisation des Rio Tamanduatehy zu vollenden, wurden gestern die bezügl. Kontrakte von den Unternehmern Dr. Garcia Redondo und Alfredo Redondo unterzeichnet.

— In der verflossenen Woche starben in unserer Stadt 114 Personen; 59 gehörten dem männlichen und 55 dem weiblichen Geschlecht an; 85 waren Brasilianer und 29 Ausländer. Von den Verstorbenen waren 53 Kinder unter 2 Jahren. In derselben Periode wurden 235 Geburten und 99 Eheschließungen registriert. 42 Personen wurden geimpft resp. wiedergeimpft.

— Der D. M. G. V. veranstaltet kommenden Sonntag einen Ausflug nach dem Park „Jabaquara“, woselbst er seinen Mitgliedern eine Menge Unterhaltungen in Aussicht stellt. Für Abends ist ein Tanzkränzchen vorgesehen. Wir wünschen viel Vergnügen und danken für die freundliche Einladung.

— In das Pasteur-Institut wurden gestern 2 Mädchen aus Franca eingeliefert, wo sie von einem tollen Hunde gebissen wurden.

— Maria de Assis ging gestern auf dem Geleise der Cantareirabahn über eine kleine Brücke, als ein Zug angesaut kam, der sie mit Gewalt beiseite schleuderte. Dabei erlitt sie an den Armen und im Gesicht erhebliche Verletzungen.

— Wegen schlechter Behandlung seitens ihres Mannes, eines dem Trunke ergebenen Straßenhändlers italienischer Nationalität, namens Antonio Polignani, hat sich die Plätterin Palmyra Montani bereits des öfteren bei der Polizei beschwert, aber ohne Erfolg, denn wütend darüber, setzte ihr Mann die Mißhandlungen in noch schlimmerem Maße fort. Nachdem sie gestern wieder seine Wut gekostet hatte, beschloß sie, ihrem Leben ein Ende zu machen. Um sieben Uhr abends verließ sie das Haus, wandte sich zunächst nach dem Polizeiposten in der Liberdade, wo sie wieder ihre Not klagte und ging alsdann durch die Rua Direita über den Viadukt. Ihr 12-jähriger Sohn, der ihren Vorsatz ahnte, war ihr gefolgt und avisierte einen Schutzmann. Dieser folgte ihr, und als sie in Begriff stand, über das Geländer zu springen, hielt er sie fest und führte sie zur Wache, wo der Delegado das corpus delicti feststellte und die nötigen Maßregeln anordnete.

— Die Jagd auf die niedergehenden Ballons hat gestern leider ein Unglück hervorgerufen, wodurch eine Familie in tiefste Trauer geriet. Der 7-jährige Sohn des Gärtners Fabiano in der Rua Tocantius sah, wie mehrere seiner Kameraden einen Ballon verfolgten. Ohne daran zu denken, daß auf dem Grundstück ein tiefer, ungedeckter Brunnen existiert, lief er auf denselben zu und fiel hinein. Sein Vater war Augenzeuge, vermochte aber nicht, seinen Sohn zu retten. Er ließ schnell die Polizei von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzen, welche ihrerseits die Feuerwehr avisierte. Diese erschien und holte die Leiche des Knaben heraus.

— Salvador João Ellis wurde von der Polizei gesucht, weil er vor einigen Tagen mehrere Schüsse

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000, 21jähr. Frln. 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. meld. **L. Schlesinger, Berlin, 18.**

auf Luisa Pellicilio in der Avenida Tiradentes abgegeben hatte, die jedoch zum Glück nicht trafen. Gestern abend ging er ahnungslos durch die Rua S. Caetano, als ein Geheimagent ihn verhaftete. In seinem Besitz wurde ein Revolver gefunden.

Radium. Heute Vorführung des Dramas „Meer und Himmel“, sowie des Lustspiels: „Der Feuerwehrmann als Edelmann“ usw.

Theater S. José. Heute wird von der französischen Kompagnie das historische Sensationsstück in 5 Akten: „Napoleon“ von F. Meinat und Didier zur Aufführung gebracht.

Polytheama. Gestern verabschiedete sich die portugiesische Gesellschaft José Ricardo mit dem Volksstück „A's armas“. Das Haus war vollbesetzt, die Vorstellung wurde gut gegeben und die Künstler ernteten rauschenden Beifall. — Am Dienstag hält die venezianische Lustspieltruppe Emilio Zago ihren Einzug ins Polytheama. Es geht ihr ein guter Ruf voraus.

Bijou-Theater. Der gestern entrollte Film „Meinungsänderung“ ist vortrefflich, ebenfalls „Das Geheimnis des Geldsehranks“. Heute n. a. „Einweihung des neuen Materials unserer Feuerwehr“.

S. Paulo, Freitag, den 30. Juni.

— Für den Neubau unserer deutschen Vereinsschule, der, wie wir bereits berichteten, demnächst in Angriff genommen werden soll, spendete Herr Bernardo Lichtenfels jun. in Sorocaba in hochherziger Weise die bedeutende Summe von zehn Contos de Reis. Auch gingen neuerdings noch weitere Gaben ein, worüber der demnächst erscheinende Bericht der Schulhausbaustiftung melden wird. Wir wünschen und hoffen, daß diesem philanthropischen Werke noch weiterhin pekuniäre Unterstützung zuteil werde, denn die Verwirklichung des Schulhausbaues erfordert noch große Summen.

— Beim gestrigen Fußballwettspiel zwischen dem S. C. Paulistano und dem S. C. Americano siegte letzterer mit 2 gegen 1 Tor.

— Gestern morgen halb elf Uhr stieß in der Rua Paula Souza der Lastwagen Nr. 2664 mit einem Automobil zusammen, wobei dieses stark beschädigt wurde. Der Insasse desselben erlitt einige Hautabschürfungen; der Kutscher des Lastwagens wurde eingesteckt.

— Auch durch ein Automobil des öffentlichen Sicherheitswesens wurde gestern ein Wagen über den Haufen gerannt, dessen Besitzer sich beschwerdeführend an den Delegado der Rua S. Caetano wandte.

— Die Polizeistation der Braz wurde gestern 2 Uhr nachmittags avisiert, daß die 15-jährige Maria da Gloria Mendes in der Rua Urugnyana 82 einen Vergiftungsversuch mit Lysol gemacht hatte. Kurz darauf erschienen der 5. Delegado und der Polizeiarzt Dr. Honorio Libero, welcher ihr die nötigen Gegenmittel gab, und, da der Zustand des Mädchens es benötigte, die Ueberführung desselben ins Allgemoine Krankenhaus anordnete. Die Gründe zu der Verzweiflungstat sind nicht bekannt, doch wird die Behörde eine Untersuchung des Falles einleiten.

— Eine famose Geschichte, bei welcher es zwar kein Blutvergießen gab, die aber geeignet ist, auf

unsere Verhältnisse ein grelles Licht zu werfen, trug sich gestern in später Nachtstunde zu. Saß da in einem Venustempel, Pension genannt, in der Rua S. João der Ingenieur Alberto Orlando in trautem tête a tête mit einigen Schönen, als die Tür aufging und 2 Offiziere des Jägerchors in Zivil und in Begleitung eines Delegados aus dem „Innern“ hereinkamen. Alle drei hatten den Göttern Bachus und Gambrinus ausgiebig geopfert, und in diesem Zustande können sich die wenigsten beherrschen. So kam es denn auch bald zwischen ihnen und dem Ingenieur zu Sticheleien und Provokationen, worauf ihnen letzterer die gebührenden Antworten gab. Dadurch gereizt, zog der eine der Marsjünger sein Schießseisen aus der Tasche und fuchtelte wie toll damit umher, Himmel und Hölle bedrohend. Ein Kellner war Zeuge dieser Drohungen, und da er nichts Gutes ahnte, löschte er einfach das Licht aus, wobei in der Dunkelheit der Ingenieur verduftete, die anderen aber zur größten Wut gereizt wurden und verschiedene Schüsse abgaben. Daß dabei niemand getroffen wurde, ist ein Wunder zu nennen, kein Wunder aber war es, daß dadurch die Polizei sich veranlaßt sah, einzuschreiten und die Herrschaften einlud, auf die Wache zu kommen. Da hätte man aber die Herren Offiziere und den Delegado aus dem Innern sehen sollen! So eine Zumutung! Nachdem sie aber eingesehen hatten, daß ihre Weigerung, mitzugucken, nichts fruchtete, daß die Soldaten auch absolut nichts auf ihre hohe Würde gaben und sich durch nichts bewegen ließen, sie loszulassen, nahmen sie eine Droschke, welche in der Nähe bereitstand. Sie setzten sich aber nicht hinein, sondern warfen den Kutscher einfach vom Bock und wollten selbst losfahren, als ein Polizeioffizier erschien und der tollen Szene ein Ende machte. Er sandte die Polizisten auf ihren Platz und intimierte die „Herren“, heute, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben, auf der Polizeiwache zu erscheinen. Damit, und außerdem einem Katzenjammer, wird die Sache wohl erledigt sein.

S. Paulo, Sonnabend, den 1. Juli.

— Bei dem vorgestrigen Wettspiel um den Pokal „Penteadó“ standen sich die Fußballklubs Americano und Paulistano gegenüber und siegte ersterer nach sehr lebhaftem Spiel, aber nicht besonders kombinationsreichem Spiel mit 2 zu 1 Goal. Stürmer und Läuferreihe der Paulistanos war besser als die ihrer Gegner, dagegen die Verteidigung schlecht. Bei den Americanos war dafür die Verteidigung ausgezeichnet, namentlich deren Torwächter Hugo hervorragend und konnte gegen diese Verteidigung selbst ein so guter Mittelstürmer wie Facchini nichts ausrichten.

— Morgen nachmittag 5 Uhr wird im Luzgarten das Meeting zugunsten der Staatspräsidentenschaftskandidatur Dr. Rodolpho Mirandas abgehalten.

— Morgen Sonntag findet die Einweihung des neuen Invalidenheims in Guapira statt.

— Wir verweisen unsere Leser auf die Annonce des Herrn Lehrers Burgdorf, worin er die Eröffnung einer gewerblichen Fortbildungs- und Handlungsschule ankündigt, an der sich auch junge Damen beteiligen können. Unsere Zeit verlangt von jedermann, der es zu etwas bringen will, eine gründliche allgemeine und Fachbildung, darum ist die Teilnahme an diesem Unterricht, der besonders deutschsprechenden jungen Leuten zugute kommen soll, an-

gelegentlichst zu empfehlen.

— Der deutsche Porträt- und Kunstmaler Hugo Calgan, welcher hier seinen Wohnsitz zu nehmen und auch Malunterricht zu erteilen gedenkt, hat 3 Landschaftsbilder in der Rua S. Bento Nr. 77 ausgestellt, deren Besichtigung empfohlen wird.

— Gestern kehrte der Sekretär des Innern, Dr. Carlos Guimarães, von Santos, wo er sich aus Gesundheitsrücksichten aufgehalten hatte, nach hier zurück. Der Ackerbausekretär wird am Montag von dort zurück erwartet.

— Heute eröffnen die Herren Henrique Möntmann & Cie. ihr neues Hutgeschäft in der Rua Direita 10 B, wo sie ein reichassortiertes Lager feinsten in- und ausländischer steifer und weicher Hüte haben. Die Firma fertigt in ihrer Werkstatt neue Hüte, speziell Zylinder, an und übernimmt alle Reparaturarbeiten. Wir danken für die freundliche Einladung.

— Der Inhaber der bekannten „Pension Allemã“, Herr G. Griesbach, teilt uns mit, daß er sein Geschäft an die Herren Fichtler und Moeller verkauft hat. Wir wünschen den neuen Besitzern guten Erfolg.

— Als gestern Abend ein Fiskal die Milch der portugiesischen Milchhändlerin Namens Emilia Correia untersuchte und schlecht fand, wurde er von ihr insultiert, worauf er tätlich wurde und sie kurzerhand verprügelte. Sie erstattete Anzeige.

— Der 17jährige syrische Straßenhändler Chuceri Syriani hatte sich in Elvira, die Tochter des Portugiesen Augusto Antonio Borges verliebt; diese wollte jedoch nichts von ihm wissen und wies seine Artigkeiten zurück. Als er vorgestern wieder die Kleine belästigte, erhielt er von ihrer Mutter eine derbe Zurechtweisung, was den liebedurstigen Jüngling gehörig verschmupfte. Er schwur, sich zu rächen, und da er dem Vater des Mädchens die Schuld an ihrem Verhalten beimaß, sollte er in erster Reihe dafür büßen. Gestern abend lauerte er in Begleitung eines Kollegen den Ahnungslosen in der Nähe dessen in der Travessa do Mercado gelegenen Wohnung auf und beid egaben auf ihn 10 Revolverschüsse ab, deren einer ihn am Unterleib schwer verletzte. Der erste Delegado hatte die Schüsse gehört und begab sich schnell an den Tatort, wo es ihm gelang, die beiden feigen Bubun in flagranti zu verhaften. Wir wollen hoffen, daß unsere Justiz bald ein Einssehen hat und durch langjährige Einsperrung der Schuldigen in jedem Falle dem Volke Genugtuung und persönliche Sicherheit verschafft. Ein Menschenleben scheint heutzutage gar nichts zu gelten!

— Der bei der S. Paulo Railway angestellte Italiener Silvio Fresati wurde gestern abends 7 Uhr an der Station in Lapa durch einen Messerstich von 2 Unbekannten verwundet. Die Angreifer entkamen.

— Ein ähnlicher Fall trug sich in der Nähe des Fischmarktes in Lapa zu, wo 2 Neger dem Elektriker Alfredo Borges 4 schwere Knüppelhiebe auf den Kopf versetzten und darauf das Weite suchten.

Theater S. José. Zur Aufführung gelangt heute das Stück: „Die Reise um die Erde in 80 Tagen“, das eine Nachbildung des gleichnamigen Romans von Jules Verne bildet. In einem Zwischenakt wird der abgerichtete Elefant Gypsy seine Künste zeigen.

Bijoutheater. Die vorgeführten Bilder finden stets ungeteilten Beifall. Heute stehen auf dem Programm: „Wie sie triumphiert“, „Schwefelgewinnung in Sizilien“ und „Robinetts Schelmenstreiche“.

Radium Cinema. In diesem eleganten Salon



**Spezialfabrik
für Kellereimaschinen**

Ing. H. Heinrich

WIEN, XIX. Gegr. 1840

liefert in vorzüglicher Ausführung Pumpen für Weinkellereien und Brauereien, ferner Flaschenreinigungs-, Wasch-, Füll- und Korkmaschinen. — Pasteurisirapparate. — Stehende Röhrenkessel. — Weinpressen. **Kataloge und Offerte auf Verlangen.**

Commissionslager u. Vertreter: **Carlos Zukermann, Porto Alegre**

wird ebenfalls nur Erstklassiges geboten, wie z. B. heute abend: „Die Erbschaft der alten Jungfer“, „Allein auf Erden“, „Die Rechnung der Waschfrau“ und anderes.

S. Paulo, Montag, den 3. Juni.

— Gestern wurde im Beisein des Staatspräsidenten, sämtlicher Sekretäre und einer großen Anzahl Geladener das zur Santa Casa gehörige Bettler-Heim in Guapira mit großer Feierlichkeit seiner Bestimmung übergeben. Das Heim besteht aus einer Anzahl modern eingerichteter Häuser und bietet Platz für viele Insassen. Es ist mit Freude zu begrüßen, daß diese Anstalt das Bestreben der Behörden, den arbeitsunfähigen Krüppeln und Lahmen der Hauptstadt ein würdiges Unterkommen und hinreichende Pflege zu bieten, ausreichend Rechnung trägt und die Bevölkerung von einer großen Plage befreit. Mögen sich viele Wohltäter finden, die das philanthropische Werk unterstützen!

— Wie bekannt ist, machen sich ungezogene Rangen den Spaß, die Gläser an den Feuermeldeapparaten zu zertrümmern. Die Polizei hat deshalb Befehl erhalten, jeden, der dabei erwischt wird, oder dessen Eltern, in Strafe von 20 Milreis zu nehmen. Gestern gelang es ihr, zwei Burschen in Cambuey bei dem Zerstörungswerk zu überraschen. Ganz recht so! Außer der Geldstrafe wäre ein Häuflein ungebrannter Asche von ungemein heilsamer Wirkung.

— Es muß den Lesern auffallen, daß unsere Spalten in letzter Zeit oft mit Notizen über von Syrern ausgeführten Verbrechen, wobei Dolch und Revolver in Aktion traten, angefüllt waren. Heute müssen wir wieder über ein Vorkommnis berichten, das geeignet ist, jedem zartbesaiteten Leser vor Abscheu eine Gänsehaut zu verursachen. Der traurige Held ist anscheinend wieder ein Sohn Kleinasiens. Ob er jemals ergriffen und gebührend bestraft wird, ist noch sehr fraglich, besonders das letztere. Unsere Polizei, das muß man sagen, ist eifrig und gut; aber unsere Justiz? Es ist wirklich kein Wunder, wenn trotz aller Achtung vor Gesetz und Recht die Menschen zur Selbsthilfe greifen. Doch kurz zur Tatsache: Als gestern Nacht um 1 Uhr mehrere Syrier bei einer gewissen Martha Sigel, welche in der Rua Ipiranga Nr. 71 mit einigen gleichgesinnten „Damen“ auf Kundschaft lauerte, Einlaß begehrten, wurde dieser ihnen, wie letzthin des öfteren wegen ihres früheren schlechten Benehmens, verweigert. Nach längerem Gespräch aber gelang es

ihnen, in das Haus einzutreten. Einer ging mit Martha in deren Zimmer, während die beiden anderen sich in das EBzimmer zurückzogen. Nach einiger Zeit hörte man ein markerschütterndes Geschrei, und in blutigem Nachtgewande stürzte Martha aus ihrem Zimmer auf die Straße; sie lief in das Haus Nr. 75 und stürzte dort bewußtlos nieder. Sie wies einen tiefen Dolchstich in der rechten Brustseite auf und wurde von der Polizei in besorgniserregendem Zustande ins Krankenhaus geschafft. Es braucht wohl nicht der besonderen Erwähnung, daß der Täter und seine Genossen entwischten; es wurden aber im Zimmer, worin sich das feige Verbrechen zutrug, das Dolchmesser und ein Panamahut mit der Inschrift „Raphael“ gefunden, welche Gegenstände vielleicht die Polizei auf die richtige Spur führen werden.

— Eine hiesige Gesellschaft hat mit einem Kapital von 2000 Contos die Kinematographentheater Bijou, Iris, Cinema, Chantecler und Colombo sowie das Colyseu von Santos und Chantecler von Rio in ihren Besitz gebracht. Dieselben funktionieren bereits unter der neuen Leitung.

— In letzter Zeit wurden mehrfach Polizei und Privatpersonen von Leuten gehänselt, welche sich als Autoritäten der Sittenpolizei ausgaben, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Es ist Pflicht eines Jeden, irgendwelchen Fall des Mißbrauchs zur Anzeige zu bringen, um dieses neueste Uebel auszurotten.

— Von einem Unglück wurde unser Mitbürger, Herr João Holl sen. getroffen, welcher beim Verlassen eines Straßenbahnwagens in der Rua Aurora zu Fall kam und sich dabei an den Armen und im Gesicht Verletzungen zuzog.

— In der Schneiderei des Rua do Seminario 55 B wohnhaften Herrn Flavio Martorelli brach gestern morgen kurz nach 11 Uhr Feuer aus, welches, ohne größeren Schaden anzurichten, von dem Rondanten und herbeieilenden Privatleuten gelöscht werden konnte.

— Als gestern abend 11 Uhr der Pinheirosbond No. 11 an die Ecke der Avenida und Rua da Consolação kam, gaben mehrere schwerbezechte Leute, darunter eine Frau, das Signal zum Halten. Der Schaffner weigerte sich jedoch im Einverständnis mit den Fahrgästen, die Gesellschaft aufzunehmen und gab das Zeichen zur Weiterfahrt. In diesem Augenblick aber griff ihn einer aus der Gruppe an und brachte ihn zu Fall, worauf die andern über ihn herfielen und ihn mit Holzstücken barbarisch bearbeiteten. Als die Passagiere sich des Mißhandelten

annehmen wollten, ertönte plötzlich ein Schuß, und in die Stirn getroffen, sank der Schaffner zu Boden, worauf die Angreifer entflohen. Vom Isolierhospital wurde die Ambulanz der Centralpolizei telephonisch gerufen, welche kurze Zeit darauf erschien und den Bedauernswerten in das Allgemeine Krankenhaus beförderte. Er heißt Arlindo José Guedes, ist 30 Jahre alt und in der Rua Monsenhor Andrade 81 wohnhaft. Die Polizei forscht eifrig nach den Missetätern.

— Der Dampfer „Cordillere“ brachte aus Europa 850 Postsäcke mit. Es ist das die höchste Zahl, die bisher erreicht wurde.

— Vom König Georg V. traf bei der Federalregierung ein Dankestelegramm für die Anteilnahme Brasiliens an den Krönungsfestlichkeiten ein.

— Die Amortisationskasse und andere öffentliche Aemter nehmen ohne Abzug bis Ende dieses Jahres die Geldnoten an, deren Einziehung bis zum 30. Juni angeordnet war.

— Auf Ansuchen des Chefs der Santa Casa bewilligte der Ackerbausekretär für das Material zum Bau des Asyls in Guapira Frachtfreiheit auf der Cantareirabahn.

— Auf der Post wird in diesen Tagen der Dienst betr. der Postpakete einer gründlichen Neugestaltung unterzogen, wodurch dieselben schneller als bisher zur Abfertigung gelangen. Der Finanzminister hatte wiederholt mit dem hiesigen Postdirektor eine längere Konferenz.

— Herr Coronel Luiz Gonzaga de Azevedo, Inspektor des Staatsschatzamttes kehrte vorgestern von Santos auf seinen Posten zurück.

— Der Erzbischof D. Duarte Leopoldo begab sich gestern mit dem Nachmittagszuge nach Itu. Die Bahnverwaltung hatte ihm einen Extrawagen zur Verfügung gestellt.

— Am Sonnabend wurden unter Vorsitz des interimistischen Sekretär des Staatsschatztes, Herrn Dr. Carlos Guimarães die Apolices der 6. Serie der Staatsschuld, im Betrage von je 1 Conto und 500\$000, ausgelost.

— Von Rio, wo sie die Einrichtung der verschiedenen Bibliotheken studierten, kehrten vorgestern die Herren Otto Specht, Direktor, und Waldomiro R. Alchimin, Beamter der Bibliothek des Ackerbausekretariats, nach hier zurück.

S. Paulo, Dienstag, den 4. Juli.

— Die Zahlung der Gebäudesteuer kann ohne Strafzuschlag bis zum 31. d. M. erfolgen.

— Etwas mehr Schamgefühl beim Wahlgeschäft könnte nichts schaden. Wir wenigstens haben die Empfindung, daß es nicht anständig ist, wenn Herr Alvaro Guimarães seiner Erklärung zugunsten der Kandidatur Rodolpho Mirandas beifügt, daß er dem früheren Landwirtschaftsminister auch die Stimmen sämtlicher Angestellter seiner Fabriken garantiere. So etwas tut man hier zu Lande zwar allgemein, aber sagen sollte man es doch nicht, schon mit Rücksicht auf das Ausland.

— Der Zug der Centralbahn, welcher morgens 6,35 von Mogy das Cruzes abfahren und um 8,20 in S. Paulo ankommen sollte, traf gestern erst um 9,40, also mit 1 Stunde 20 Minuten Verspätung hier ein. Schuld daran war, daß die Kohlen ausgegangen waren und der Maschinist sich genötigt sah, während der Fahrt Holz aufzusammeln, um Dampf machen zu können! Dieser Fall zeigt so recht, wie wenig die Bahnverwaltung sich um das Publikum kümmert. Viele Fahrgäste mußten den Anschluß nach Santos verlieren und erlitten dadurch nicht

unbeträchtlichen Schäden. Wann wird mal Ordnung geschaffen?!

— In der letzten Woche betrug die Auftaxe des aus Santos exportierten Kaffees 684.780 Franken oder 405:389\$760 brasilianischer Münze.

— In der Kaserne der Feuerwehr und der Polizei, Rua Anita Garibaldi, hatten gestern der Justiz-Sekretär, der Präfekt, der Baudirektor und der Kommandant der Feuerwehr eine längere Zusammenkunft, worin über die Verbesserungsarbeiten des dortigen alten Stadtteils endgültige Bestimmungen getroffen wurden. In jener Gegend wird bekanntlich der Justizpalast und die neue Kaserne gebaut, die alten, krummen Straßen werden niedergerissen und an deren Stelle gerade und breite Verkehrswege geschaffen.

— Die Companhia Paulista beginnt heute, ihre zehnprozentige Dividende für das erste Halbjahr 1911 auszuzahlen.

— Das Generalkommissariat S. Paulos in Brüssel teilte dem Ackerbausekretär mit, daß nach Santos 148 Rassetiere, welche die Staatsregierung auf die verschiedenen Zuchtstationen verteilen wird, verschifft seien.

— Freundliche Postkartengrüße von der Hygiene-Ausstellung in Dresden sandte uns Herr João Faulhammer. Besten Dank und Gegengruß!

— Wie wir erfahren haben, wird die Kompagnie des berühmten Komponisten Mascagni wahrscheinlich bis zum 12. d. M. hier eintreffen und ihre Vorstellungen im Polytheama eröffnen. Wir raten allen, denen am Besuche derselben gelegen ist, sich rechtzeitig mit Eintrittskarten zu versehen, da die Nachfrage außerordentlich groß ist.

— Bekanntlich macht in den nächsten Tagen der Präsident Hermes auf dem Lloydampfer „Bahia“ eine Reise nach der Stadt gleichen Namens. Da lesen wir, daß die Umbauten im Schiffe „nur“ 2000 Contos gekostet haben sollen. Ist das nicht um eine oder zwei Nullen zuviel?

— Es heißt, daß Dr. Ferreira Ramos nicht auf den Posten des Generalkommissärs unseres Staates in Brüssel zurückkehren werde, weil er dazu ausersuchen sei, das Ackerbausekretariat zu übernehmen, falls Herr Olavo Egydio Präsident des Staates wird.

— Unser Ackerbausekretär telegraphierte an den Verkehrsminister, um von ihm die Annahme des Vorschlages der S. Paulo Railway zu erlangen, wonach die Fracht des Kaffees um 10 Prozent ermäßigt werden soll.

— Mit seinem Abschiedsbesuche beehrte uns der langjährige Leiter der Antarctica-Niederlage in der Rua Boa Vista, Herr Santos Cruz, der in derselben Eigenschaft nach Santos versetzt wurde.

— Am Sonntag veranstaltete der Deutsche Männer-Gesangverein „Lyra“ ihren angekündigten Ausflug nach dem Parke Jabaquara. Die vorangegangenen Regentage ließen kein besonders gutes Wetter erhoffen, und auch der Morgen des festgesetzten Tages begann recht trübe. Aber bald klärte es sich auf, und jung und alt machte sich auf die Beine. An dem Ausfluge nahmen viele Familien der Mitglieder teil, denen sich auch eine Anzahl Gäste anschlossen. In dem ausgedehnten Parke amüsierte man sich nach Herzenslust; es bildeten sich zwanglose Gruppen zum Pick-Nick, Spiele wurden arrangiert und dergleichen mehr, auch konnten schöne Preise erschossen und erkegelt werden. Ein Musikchor erhöhte noch besonders die Feststimmung. Den

Abschluß machte ein flottes Tanzkränzchen im Vereinslokal. Es ist anzunehmen, daß alle Teilnehmer redlich auf ihre Kosten gekommen sind.

— Wir verweisen unsere geehrten Leser auf das Inserat der Casa Enxoval in heutiger Nummer unserer Zeitung. Der Ausverkauf findet noch im alten Hause, Rua Direita No. 55-A statt und bietet sich dortselbst Gelegenheit für gute und billige Einkäufe.

— Die bekannte Kaffeefirma Nortz & Co. in Havre berichtet unter dem 10. Juni: In der heute zu Ende gehenden, durch die Festtage verkürzten Woche hat sich Neues, für die Kaffeemärkte Wichtiges kaum zugetragen. Die aufwärts strebende Entwicklung der Werte, die schon seit einiger Zeit andauert, hat weitere Fortschritte gemacht, und die Preise notierten zeitweise $\frac{3}{4}$ —1 Fr. über den Schlußkursen der Vorwoche. Besondere Gründe für diese neue Aufwärtsbewegung anzuführen, dürfte nicht ganz leicht sein. Die neue Hausse hat sich aus sich selbst heraus entwickelt, wie dies oft in ähnlicher Situation zu geschehen pflegt; die Faktoren, auf welche wir verschiedentlich in unseren früheren Berichten hingewiesen haben und von denen wir einen entscheidenden Einfluß auf die Preisbewegung erwarteten, übten ihre Wirkung aus; das Vertrauen in den Artikel ergreift stets immer weitere Kreise, je mehr sich eine Bewegung verstärkt; man kauft natürlich immer gern zu Zeiten, wo die Käufe des Vorabends am nächsten Tage schon sich als billig erweisen — und so hat es denn, bis jetzt wenigstens, neuer Momente nicht bedurft, um die gestiegenen Preise aufrecht zu erhalten. Das Geschäft war denn auch verhältnismäßig recht lebhaft; vom Inlande zeigte sich eine außerordentlich gute Nachfrage, besonders auch für Abladungen von Brasilien, für nahe und entferntere Termine, und da das Produktionsland sich abgabewillig zeigte, ohne indessen mit seinen Offerten einen Druck auszuüben, so fanden und finden weitere zahlreiche Abschlüsse mit drüben statt. Man scheint in Brasilien momentan wenig geneigt, den in der zu Ende gehenden Campagne begangenen Fehler zu wiederholen. Mancher hatte sich dort von der vorherrschenden Hausse-Stimmung verleiten lassen, mit einem mehr oder weniger großen Teil seiner Vorräte immer höhere Preise zum Verkauf abwarten zu wollen. Die guten Verkaufsgelegenheiten für diese Kaffees sind damit verpaßt worden, und der Konsum hat sie dann ein paar Monate später infolge der Baisse der Terminmärkte billiger übernehmen können. Die Lehre, welche die Brasilianer aus diesen Vorgängen gezogen haben, gute, nutzbringende Preise zum Verkaufen zu benutzen, ist wohl der Hauptgrund, warum man drüben trotz des steigenden Terminmarktes Abgeber gewesen ist. Das Importgeschäft von Brasilien scheint sich eben diesmal schon vor Beginn der neuen Ernte zu vollziehen, und der Konsum, dessen Vorräte meist recht erschöpft waren, hat gut daran getan, von den Dispositionen der Brasilianer zu profitieren, denn es kann, zumal wenn Santos sich schon jetzt weiter entlasten kann, sehr wohl der Fall eintreten, daß in dieser Saison die Dinge, was die Preisbewegungen anbelangt, eine ganz andere Entwicklung nehmen, als in der vergangenen. Was die kommende Ernte anbelangt, so haben wir ein Kabeltelegramm des Herrn Lemé, Ferreira & Co. zu erwähnen, die auf Anfrage ihre Schätzung von 11 Millionen Sack für Santos aufrecht erhalten. Bei dem guten Ton des Marktes und der lebhaften Frage seitens des Inlandes machte

diese Nachricht keinen Eindruck, obwohl doch die Frage, ob die Brasilianer ihre Preise weiter aufrecht erhalten können, in der Hauptsache von der kommenden Produktion abhängt. Die Juni-Zufuhren schätzt einer unserer Santos-Freunde auf 325.000 Sack. Wir schließen 50 Centimes unter den höchsten Preisen der letzten Tage. Realisationen am Ende der Woche sind die erste Ursache dieser nach einer Aufwärtsbewegung von ca. 5 Fres. und der damit gewöhnlich Hand in Hand gehenden Verschiebung der technischen Position ganz natürlichen Reaktion gewesen.

— Beim vorgestrigen Fußballwettspiel standen sich Germania und Paulistano gegenüber, doch hatte dies Spiel aber nur eine geringe Zuschauermenge herbeigelockt. Die Schwarzblauen unterlagen auch diesmal wieder und zwar mit 3 zu 0 Goal. Ueber das Spiel ist wenig zu bemerken; Gronau im Tor war, wie immer, vorzüglich und es ist ihm zu verdanken, daß noch eine größere Niederlage vermieden wurde. Der übrigen Mannschaft der Germania fehlte jegliche Kombination, einige Spieler waren nie auf ihren Plätzen und andere spielten zu egoistisch. Anstatt den Ball ihren Mitspielern zuzuspielen, behielten sie ihn solange, bis er von den Gegnern abgenommen wurde. Alle diese Fehler lassen sich nur durch eifriges und eisernes Training verhüten, denn es kommt nicht so sehr auf einzelne erstklassige Spieler an, wie auf ein gutes Zusammenspiel. Die Paulistanos traten mit teilweise neuer Mannschaft an und war deren Stürmerreihe flink und zeigte gutes Zusammenspiel.

— In der Rua Tamandaré 140 wohnte die Negerin Lydia Maria da Couceição in Gemeinschaft mit ihrem Mann Manuel Calle. Diese machte gestern abend ihrem Leben ein Ende, indem sie ihre Kleider in Brand setzte. Sie wartete, bis ihr Mann eingeschlafen war, schlich, ohne Geräusch zu machen, hinaus und tränkte ihre Kleider mit Petroleum. Bald schlugen die Flammen empor, und Lydia war im Augenblick eine Leiche. Der Rauch hatte eine Familie aus demselben Hause herbeigelockt, welche, nachdem sie die Zimmertüre erbrochen, einen schrecklichen Anblick hatte. Auf dem Boden sahen sie mit verkohlten Kleidern und am ganzen Körper verbrannt die Unglückliche liegen. Durch das gewaltsame Öffnen der Tür war Manuel erwacht; er konnte über die Gründe, welche seine Frau zum Selbstmord trieben, keine Auskunft geben.

— Der 30 Jahre alte, Rua Visconde do Parna-hyba 86 wohnhafte Mechaniker Ricardo Rotti, mißhandelte unausgesetzt seinen 15 jährigen Stiefsohn, welcher deswegen davonlief und sich in den Strassen der Stadt umhertrieb. Er erbettelte sich hier und da ein Stückchen Brot und schlief unter freiem Himmel. Auf die Dauer aber vermochte er ein solches Leben nicht zu ertragen, und von Hunger und Kälte getrieben, kehrte er wieder ins elterliche Haus zurück. Hier kam er aber schön an, denn sein Stiefvater wollte nicht nur nichts von ihm wissen, sondern schlug auf ihn ein, ergriff ihn an der Kehle und warf ihn zu Boden. Als die Mutter vermittelt wollte und ihren Sohn aus den Händen des Wütenden zu reißen suchte, bekam auch sie Faustschläge. Durch das Geschrei herbeigerufen, erschien ein Soldat, welcher den Mechaniker auf die Wache brachte und damit die Szene beendigte.

Munizipien.

Vom 28. Juni

Santos. Mit dem Dampfer „Aragon“ begab sich gestern der hiesige Zollinspektor Herr Crescentino Baptista de Carvalho in Begleitung seiner Familie nach Rio. Er folgte dem Rufe des Finanzministers, um mit diesem über Zollhausangelegenheiten zu beraten.

Bauru. Heute ging von hier ein Polizeiaufgebot nach Piraguy um ein gefährliches Subjekt, das einen Mord und Mordversuch begangen hat, nach hier in Nummer Sicher zu bringen.

Jardinopolis. Die Fazendeiros dieser Gegend befinden sich in nicht geringer Verlegenheit, weil eine große Menge dortiger Kolonisten von dort wegzieht, um in den Munizipien Bebedouro und Bauru leichteren Erwerb zu finden. Gerade jetzt während der Kaffee-Ernte ist der Mangel an Arbeitskräften doppelt empfindlich.

Vom 29. Juni

Santos. Gestern kamen hier 8 Guarany-Indianer aus Itarary bei Conceição de Itanhaem an, welche sich bei der Staatsregierung über die vielen in ihre Ländereien eingedrungenen Fremdlinge beschweren wollen. Ob es ihnen etwas nützen wird?

— In der Rua General Camara geriet gestern ein Arbeiter in den Treibriemen einer Maschine, wodurch er 2 Finger einbüßte.

Campinas. Ein Schadenfeuer zerstörte gestern gegen Mittag den „Bazar Campineiro“, der Firma Carlos Kaysel & Co., an der Ecke der Rua Barão de Jaguará. Der Brand wurde durch die Explosion von Feuerwerkskörpern hervorgerufen, welche an einer Tür zum Verkauf auslagen und wahrscheinlich durch unachtsames Wegwerfen einer brennenden Zigarette entzündet wurden. Es erfolgte ein furchtbarer Knall, und im Nu war das ganze Geschäft in Flammen. 2 Angestellte vermochten sich zu retten, indem sie eilends auf die Straße flüchteten. Die schnell erschienene Feuerwehr war machtlos, da das Feuer bereits das ganze Haus innerhalb 10 Minuten zerstört hatte, es blieb ihr nur übrig, die Nachbarhäuser, in denen sich auch Geschäfte befinden, zu schützen. Diese erlitten ebenfalls Schaden, der aber, wie der „Bazar Campineiro“ durch Versicherung gedeckt ist. Genau vor einem Jahre zerstörte ein Brand, aus gleicher Ursache entstanden, die Wachfiguren-Ausstellung in demselben Häuserviertel.

— Weil es sich herausgestellt hat, daß das Eisenbahnunglück auf der Mogyana durch zu schnelles Fahren verursacht worden ist, wurde das gesamte Personal des betr. Zuges entlassen.

Pedreira. In der Nähe dieser Stadt wurde vor einigen Tagen der Italiener Ignacio Bassi von 2 Neger überfallen und mit Knüppeln barbarisch zugerichtet. Man fand ihn am andern Morgen und schaffte ihn in sehr schwerem Zustande ins Hospital. Die Neger wurden gestern verhaftet.

Vom 30. Juni

Santos. Der Zollwächter Benedicto Apollo konfiszirte gestern einem Passagier 3. Klasse des italienischen Dampfers eine große Menge Zigarren, die dieser an Land schmuggeln wollte.

Serra Negra. Der Feuerwerkfabrikant Joaquim Alonso ging gestern in Begleitung seiner Frau und eines 14 Jahre alten Knaben auf der Eisenbahnlinie zwischen hier und Amparo. Er trug auf dem Rück-

ken einen großen Sack voll Bomben und anderer Produkte seiner Fabrik, um sie zum Feste Sankt Peter und Paulo zu verkaufen. Im Gespräch mit seinen Begleitern achtete er nicht auf den Weg, und er stolperte über einen Stein. Dabei entfiel ihm der Sack, und es erfolgte eine furchtbare Explosion. Alonso wurde weit fortgeschleudert und erlitt schwere Verwundungen, ebenso seine Frau und der Knabe, der mit zerbrochenen Gliedmaßen blieb. Durch den Knall wurden die in der Nähe wohnenden Leute herbeigeloekt, welche den Unglücklichen die erste Hilfe leisteten. Auf Anordnung der bald darauf erschienenen Behörde wurden dieselben ins Krankenhaus gebracht, wo bereits die Amputation beider Beine des Knaben erfolgte. Sein Zustand ist höchst besorgniserregend.

Vom 1. Juli

Santos. Während des Monats Juni kamen hier 3740 Immigranten an. Die Zahl der Einwanderungen seit Anfang des Jahres beläuft sich auf 20.424.

— Auf seltsame Art wurde gestern Antonio Duarte verletzt, dem der Stock einer Rakete ein Loch in den Kopf verursachte. Er wurde in der Santa Casa verbunden.

Limeira. Zwei Streckenarbeiter sprangen gestern Morgen von einem in Bewegung befindlichen Lastzug ab. Sie gerieten dabei unter die Räder und wurden übel zugerichtet, ins Krankenhaus gebracht. Dem einen mußten beide Beine, dem andern die rechte Hand abgenommen werden.

Serra Negra. Der 12jährige Benedecto, das eine Opfer der Bombenexplosion, von der wir gestern berichteten, ist gestorben. Die anderen befinden sich außer Gefahr.

Vom 3. Juli

S. Carlos. Als in der Nacht vom 29. bis 30. Juni verschiedene Herren auf der Fazenda des Herrn Torquato Paheco de Mendonça beim Kartenspiel saßen, erschienen vor dem Hause mehrere ihnen bekannte Personen, welche sie in ganz neuester Art insultierten und mit Knüppeln die Tür einzuschlagen versuchten. Die überraschten Spieler hatten keine Waffen bei sich und beschloßen, vorsichtshalber das Licht auszulöschen und den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Es dauerte auch nicht lange, daß den Draußenstehenden die Geduld ausging, weil sie auf Widerstand gerechnet hatten; sie griffen zu ihren Revolvern und gaben durch Türen und Fenster Schüsse ab, die aber zum Glück niemand trafen, und gingen fort mit dem Versprechen, am nächsten Abend wiederzukommen. Das sind Geschichten, die heutzutage kaum noch im Arizona-Kicker zu lesen sind. Bei uns ist aber noch viel mehr möglich, da seitens der Polizei trotz genauester Untersuchung des Falles in den seltensten Fällen die Schuldigen zur Rechenschaft gezogen werden können.

Amparo. „Banco Industrial Amparensis“, Konzessionär der elektrischen Kraftanlage in Bocaina, weihte heute morgen 8 Uhr die neuen dortigen Dynamos ein. Die Anlage, die von der Firma Bromberg, Hacker & Cia. ausgeführt wurde, repräsentiert in ihrer Art als Vertikal-Turbine eine der schwierigsten Konstruktionen der Weltfirma J. M. Voith, Heidenheim. Die Turbine leistet normal 400 Pferde und ist direkt gekuppelt mit einem Generator der Siemens-Schuckertwerke, von 280 KW Leistung bei einer direkt abgegebenen Hochspannung von 5500 Volt. Die Anlage wird dazu dienen, die Fabriken Amparos mit elektrischer Kraft zu versehen.

Bundeshauptstadt.

Rio, Mittwoch, den 28. Juni

— Das Interesse Rußlands für Brasilien scheint im Zunehmen begriffen zu sein, eine Tatsache, die angesichts der starken Einwanderung aus dem Zarenreiche nicht wunder nehmen kann. Wie unser Gesandter in Petersburg berichtet, setzte sich kürzlich die Direktion der „Freiwilligen Flotte“ mit der Gesandtschaft in Verbindung, um Angaben über Handel, Schifffahrt und Kolonisation in Brasilien zu erhalten. Natürlich wurde ihr alles gewünschte Material an Statistiken, Karten, Gesetzen usw. geliefert. Das Ergebnis war zunächst ein von der Direktion jener größten russischen Rhederei veranlaßter Artikel in der „Nowoje Wremja“, der die Aufmerksamkeit der Interessenten auf die Wichtigkeit der Ausdehnung der Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Brasilien lenkte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Freiwillige Flotte probeweise einen regelmäßigen Dienst von Odessa oder von Petersburg nach Südamerika einrichtet.

— Wir haben schon oft hervorgehoben, daß einer der schwersten Fehler, an denen die Republik krankt, eine Beamtensorganisation ist, die uns die Stetigkeit der Verwaltung garantiert. Für diejenigen, die die Verhältnisse europäischer Staaten kennen, ist das etwas ganz selbstverständliches. Bei uns aber — und in den anderen amerikanischen Republiken ist es nicht besser — ist das einzige Prinzip der Beamtensauswahl die Partei- und Cliquenzugehörigkeit, also das Gegenteil von Organisation. Was man damit erreicht, beweisen z. B. die Postskandale in S. Paulo, deren moralischer Urheber der dortige Pseudohermismus ist. In den Kreisen des echten Hermismus hingegen beginnt man einzusehen, daß es so nicht weitergehen kann. Das beweist folgende Äußerung der „Imprensa“: „Unter den Ideen, die in der Presse seit der Veröffentlichung des Berichtes des Marineministers erörtert werden, befindet sich auch die der Stabilität in der Verwaltung, eine Sache, die bis heute in der Republik nie existiert hat, sehr zum Schaden des öffentlichen Dienstes, wie der Marineminister dem Publikum zu zeigen, nicht anstand. Wenn selbst in der Marineverwaltung keine Stabilität herrschte, in einem Dienstzweige also, wo alle Beamten eine geschlossene Korporation bilden, nicht nur, weil sie alle demselben Leiter unterstehen, sondern auch, weil sie alle eine einheitliche und gemeinsame Fachausbildung genossen haben, welche Folgen muß die fehlende Stabilität dann erst in anderen Ressorts zeitigen, wo die Abteilungschefs und die bestbesoldeten Beamten ihre Stellen durch die Gnade Gottes erlangen, ohne in dem Dienste selbst die nötige Schulung erlangt zu haben! (Der gegenwärtige Generalsekretär des Landwirtschaftsministeriums z. E. war vorher vierter Sekretär beim Zollamt. Seine Eignung für den wichtigen Posten, den er jetzt innehat, bewies er dadurch, daß er ein Vetter des Ministers ist! D. Red. d. „D. Zts.“) Man sagt, daß es Vertrauensposten seien und infolgedessen mit Leuten besetzt werden müssen, die das volle Vertrauen der Regierung genießen. In dieser Behauptung liegt der Vorwurf inbegriffen, daß die Beamten im allgemeinen das Vertrauen der Regierung nicht verdienen, was positiv unwahr ist. Und zudem haben wir un-

ter früheren Regierungen beobachtet, daß als Vertrauensposten gerade diejenigen erschienen, die geeignet waren, Freunden und Verwandten ein Amt mit anständigem Gehalt zu geben. Auch die Ministerposten brauchen nach der Verfassung durchaus nicht mit Politikern besetzt zu werden, sondern sollten die gerechte Belohnung für höhere Beamte bilden, die in den Diensten der Republik ergraut sind. Wenn die Praxis eine andere ist, was übrigens in diesem speziellen Fall keine allzu großen Unzuträglichkeiten mit sich bringt, so sollte man wenigstens vermeiden, daß auch alle übrigen Posten mit Gelegenheitsbeamten besetzt werden. Es wäre erforderlich, daß nur auf Grund gerechter Beförderung die Besetzung der höheren Beamtenstellen erfolgte. Wir hätten dann eine bleibende Beamtenschaft, deren Mitglieder eifriger und daher besser wären, was die Verwaltungspraxis stabiler gestalten würde.“ Wie man sieht, fordert die „Imprensa“ die Stabilität nur für die höheren Stellen. Das ist natürlich eine Halbheit, der in der praktischen Durchführung der Vorschläge des Blattes schon der Umstand entgegensteht, daß eine gerechte Beförderung sich nur dann durchführen läßt, wenn sie sich auf die ganze Beamtenschaft erstreckt. Aber man kann aus dieser unlogischen und unmotivierten Einschränkung ermaßen, welche Hindernisse sich dem Plane überhaupt entgegenstellen. Die ganze Meute der Geschäftspolitiker wird sich der Regierung entgegenstellen, die es wagt, die Interessen des Landes den „heiligsten Rechten“ der Schmarotzer vorzuziehen.

— Die spanische Korvette „Nantilus“, die als Schiffsjungens-Schulschiff dient und auf einer Uebungsreise begriffen ist, hat unseren Hafen wieder verlassen. Sie wird zunächst Pernambuco anlaufen und dann direkt nach Ferrol segeln.

— Der Kongreß der Vertreter der an der Gummigewinnung interessierten Staaten und Handelsvereinigungen, der in diesen Tagen eröffnet werden sollte, ist auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Die Neuberufung soll durch den Landwirtschaftsminister erfolgen. An und für sich ist die Verschiebung verständlich und gerechtfertigt, denn die Delegierten waren nicht in der Lage, sich für die Verhandlungen genügend vorzubereiten und die Materie eingehend zu studieren. Das Acregebiet z. B. hatte telegraphisch Vertreter ernennen müssen, da Leute, die den Verhältnissen an Ort und Stelle nahe stehen, unmöglich rechtzeitig hätten eintreffen können. Aber das Auffallende ist, daß die Verschiebung nicht für einen bestimmten Tag, sondern auf unbestimmte Zeit stattfand. Das sieht so aus, als ob dem Kongreßgedanken ein Begräbnis erster Klasse bereitet werden sollte. Obgleich wir Gegner der Valorisationspläne sind, die wir für undurchführbar halten, würden wir das Scheitern des Gummikongresses doch bedauern, denn unseres Erachtens wäre eine Aussprache über die Lage und über das Ergreifen gemeinsamer Maßnahmen zur Hebung der Qualität, zur Anlage von Pflanzungen usw. recht wünschenswert.

— Man erinnert sich noch der unangenehmen Differenzen, die sich vor etlichen Monaten an der Medizinischen Fakultät zwischen dem damaligen Direktor Dr. Hilario de Gouvea und einigen Professoren ereigneten, die sich absolut nicht dazu verstehen wollten, Disziplin zu halten und sich den bestehenden Gesetzen und Verordnungen zu fügen. In er-

freulicher Weise wurde Herr Hilario de Gouvea damals von dem Minister des Innern unterstützt, sodaß die Ordnung schließlich den Sieg davontrug. Nun scheint es wieder Skandal geben zu sollen. Der derzeitige Direktor, Herr Azevedo Sodré, legte der Fakultät am Montag einen Antrag vor, einige Privatdozenten zu ernennen, ohne daß den Bedingungen des Unterrichtsgesetzes über die Zulassung entsprochen würde. Gegen diesen Antrag wandte sich Herr Hilario de Gouvea. Er sagte, mit dieser Zulassung würde man das neue Unterrichtsgesetz in seinem wesentlichsten Teile verletzen. Außerdem sei die Maßnahme eine unnötige Voreiligkeit, da in 14 Tagen die Einschreibung für die ordnungsmäßige Bewerbung um Privatdozenturen eröffnet würden. Es liege also nicht der mindeste Grund vor, das neue Gesetz gleich beim allerersten Akte, bei dem es in Wirksamkeit treten sollte, zu verletzen. Herr Azevedo Sodré verteidigte nochmals seinen Standpunkt. Aber trotzdem gelangte ein Antrag des Herrn Bruno Lobo, der Herrn Hilario de Gouvea zustimmte, mit 18 gegen 11 Stimmen zur Annahme. Die Folge war, daß Herr Azevedo Sodré sofort sein Amt niederlegte. Obwohl die gesamte Professorenschaft dagegen protestierte und ihm zu beweisen suchte, daß es sich um keine persönliche Frage handle, sondern daß die Professoren nur den Wunsch hegten, das Unterrichtsgesetz durchgeführt zu sehen, obwohl Herr Afranio Peixoto ein Vertrauensvotum beantragte, das durch Zuruf angenommen wurde, ließ sich Herr Azevedo Sodré nicht umstimmen. Er begab sich stehenden Fußes zum Minister, dem er seine Amtsniederlegung anzeigte. Wie wir hören, wird die Fakultät ihm nochmals ihr Vertrauen ausdrücken, indem sie bei der Neuwahl ihre Stimmen auf ihn verëinigt. Das ist natürlich höchst lebenswürdig von den Kollegen, aber gar nicht richtig. Ein Herr, der in solcher Weise die gekränkte Leberwurst spielt, weil ein von ihm gestellter Antrag aus sachlichen Gründen abgelehnt wurde, hat nicht das Zeug zur Leitung einer großen wissenschaftlichen Anstalt.

— Die Enthüllungen von Skandalen bei der Gepäckabfertigung des hiesigen Zollamts scheinen doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben zu sein. Der Zollinspektor hat die Zollkonferenzen auf die Beschuldigungen aufmerksam machen lassen, und infolgedessen wurde das Gepäck der Passagiere des englischen Dampfers „Araguaya“ mit einem wahren Feuereifer untersucht. Wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu gehen pflegt, schlugen die Beamten dabei natürlich über die Stränge, denn sie kehrten das Gepäck der Mitglieder der französischen Theatertruppe Guitry, die am Stadttheater spielen wird, um und um und wollten von einem Schauspieler sogar für ein Dutzend noch wenig gebrauchter Oberhemden Zoll haben. Aber dafür sind die sechs Koffer der Dämchen, die Madame Mary Elbon herbrachte, noch im Zollamt, um gründlich untersucht zu werden. Die in Kissenbezüge eingenähten wertvollen Daunendecken, 10 an der Zahl, im Werte von etwa 4 Contos sind allerdings schon am frühen Morgen unbeanstandet mit den Dämchen an Land gebracht worden, da die Zollwächter an Bord nicht aufmerksam gemacht worden waren. Immerhin schleicht die Alte mit betrübten Mienen einher, und ein anderer Händler, der gar mit 14 Koffern ankam, ist in heller Verzweiflung. Er sucht einen Despachanten, der ihm die Sachen ohne Zoll herausbringen hilft, und hat schon 1:400\$ für diesen Dienst geboten. Da es sich

um Waren im Werte von ungefähr 4000 Lstrl. handelt, so würde er natürlich bei dieser Zahlung noch ein gutes Geschäft machen. Hoffentlich gelingt es ihm diesmal nicht, obwohl die Koffer für eine „fesehe“ Pension in der Gloria bestimmt sind, deren Inhaberin die besondere Gunst der Hauptliebsten eines einflußreichen Konferenzen genießt, der schon mehrmals in dieser Beziehung wichtige Dienste bei der Gepäckabfertigung geleistet haben soll. Der dritte Leidtragende ist der Inhaber eines bekannten Wäschegeschäftes, dessen „Frundin“ ebenfalls ein wohllassortiertes Wäschelager in ihren Koffern mitbrachte. Dieser Kaufmann hat aber gute Miene zum bösen Spiel gemacht und den Zoll bereits bezahlt. Wir möchten nur wünschen, daß die Reporter, die ja bei dieser Ueberwachung auch auf ihre Kosten kommen, in ihrem Eifer nicht erlahmen. Wenn die Presse nicht gelegentlich einmal nachhilft, wird die Durchstecherei gar zu groß.

— Der Landwirtschaftsinspektor des 11. Bezirks (Bahia) hat den Bundespräsidenten eingeladen, anlässlich seiner Anwesenheit in Bahia an der Enthüllung seines Porträts in den Diensträumen jener Behörde teilzunehmen. Wenn der Präsident Geschmack hätte, würde er sich solchen Schmeicheleien betriebsamer Streber nicht aussetzen. Bis jetzt freilich hat weder er noch einer seiner Vorgänger diesen Geschmack gehabt!

— Den neulich von uns geschilderten Fällen des Schmuggels mit Hilfe von Halbweltlerinnen ist ein neuer hinzuzufügen. An Bord des englischen Dampfers „Araguaya“, der gestern abend in unseren Hafen einlief, befand sich eine bekannte Mädchenhändlerin, namens Ellon, die seit langem mit diesem Geschäft den Schmuggel verbindet. Außer den üblichen Wäscheausstattungen in den Koffern ihrer Opfer pflegt diese Dame auch hochlegante Seidenröcke mit schweren Stickereien einzuführen, deren sie drei oder vier auf einmal trägt. Eine andere Spezialität von ihr ist die Einfuhr von Kopfkissen, zwei oder drei im Gepäck jeder ihrer Begleiterinnen. In Wirklichkeit sind diese Kopfkissen aber seidengefütterte Daunensteppdecken, von denen jede 400 Milreis wert ist. Da die Zollbehörden rechtzeitig benachrichtigt wurden, so wird der Schmugglerin diesmal das Handwerk hoffentlich gelegt werden.

— Die Freunde des Senators Alfredo Ellis, die für dessen Wahl zum Staatspräsidenten von S. Paulo Propaganda machen wollen, haben am Sonntag ein Propagandakomitee gebildet, an dessen Spitze der Baron Homem de Mello steht. Vizepräsident ist Dr. Augusto Saraiva und Schriftführer Herr Aldrovando Graça.

Das rodolphinische Komitee in S. Paulo sandte dem General Pinheiro Machado folgendes Telegramm: „Indem wir den Wünschen der Mehrheit des Volkes von S. Paulo Rechnung tragen und nachdem sich schon verschiedene Parteiorganisationen wichtiger Munizipien des Innern geäußert haben, haben wir ein Komitee gebildet und die Arbeit für die Kandidatur Rodolpho Mirandas für die Staatspräsidentschaft aufgenommen. Wir rechnen mit der Unterstützung unseres hervorragenden Führers.“ Die Antwort, die dem Komitee auf dieses Telegramm zuteil wurde, war durchaus nicht enthusiastisch. Man könnte sie sogar als eine höfliche Abfuhr bezeichnen. Sie lautete: „Wir haben immer, wie es dem Wesen unseres politischen Regimes entspricht, für den Triumph der berechtigten Wünsche der Mehr-

heit unserer Mitbürger gekämpft. Wenn diese, wie Sie versichern, in dem großen Staate, dem Stolz der Republik, sich in Bezug auf die zukünftige Staatspräsidentschaft um Rodolpho Miranda scharren, so billige ich die Gründung des Komitees für die Wahlpropaganda und sende Ihnen Glückwünsche für den guten Erfolg dieses patriotischen Unternehmens.“ Also wenn die Wünsche der Mehrheit der Paulistaner auf die Wahl Rodolpho Mirandas gehen, dann billigt Pinheiro Machado die Errichtung des Komitees. Da er aber ebensogut wie jedes Kind im Staate, ebensogut auch wie die Komiteeleute selbst weiß, daß die Mehrheit der Bürger jenes Staates andere Wünsche hat, so billigt er die Propaganda eben nicht. Das ergibt sich aus dem Telegramm deutlich genug. Er befindet sich damit in Uebereinstimmung mit den Herren Rodrigues Alves, Campos Salles und Francisco Glycerio, die bekanntlich auf eine Beilegung der Differenzen zwischen dem Bunde und jenem Staate hinarbeiten, in Uebereinstimmung ferner mit den Wünschen des Bundespräsidenten einer- und der im Staate S. Paulo herrschenden Partei andererseits. Nebenbei ist er viel zu schlau, als daß er seinen Namen und sein Ansehen für eine Sache hergäbe, der die Niederlage so gut wie sicher ist.

— Der frühere Finanzminister Senator Leopoldo de Bulhões, der von einem Automobil überfahren wurde, empfing den Besuch zahlreicher Freunde, die sich nach seinem Befinden erkundigten. Der Justizminister sandte seinen Adjutanten. Der Zustand des Senators ist nicht besorgniserregend.

— Der Dominikanerpater Gaffré, der hier wie in S. Paulo und anderen Städten eine Reihe von Vorträgen hielt und auch in Argentinien und Chile war, überall den Spuren Clemenceaus folgend, hat sich nach seiner Rückkehr nach Paris zu einem Mitarbeiter des „Soleil“ über seine Reiseindrücke geäußert. Im allgemeinen sei das lateinische Blut der drei Völker zwar unverkennbar, so daß sie in Fehlern und Veranlagung den Franzosen verwandt seien: ein Idealismus, den Nordamerika nicht habe; ein religiöses Temperament, das auch durch die Hülle des Freidenkertums hindurchleuchte; ein bewundernswerter Trieb zum sozialen und materiellen Fortschritt. Aber daneben welche Verschiedenheiten! Chile, durch den Ozean und die Anden behütet, habe seine Individualität aus der Kolonialzeit bewahrt, nicht in ökonomischer, sondern in psychologischer Beziehung. Der Chilene sei der Engländer Südamerikas, er sei wie jener er selbst geblieben, habe sich weder im Blute noch in den Traditionen gemischt. Er sei intelligent, aktiv, arbeitssam, beharrlich, von chauvinistischer, kriegerischer Vaterlandsliebe erfüllt, reservierter als die Nachbarvölker. Chile sei die tiefstreligiöse der drei Republiken. Von Argentinien glaube man im allgemeinen, daß es dort nur Geschäftsmenschen voller Habgier und ohne Skrupel, nur Millionäre gebe. Tatsächlich aber finde man auch dort, wie in Frankreich, eine alte, von den Mächlern und der Einwanderung unberührte Gesellschaft, die sich freilich dem Fremden ebenso selten öffne, wie der alte Faubourg in Paris. Besonders rühmte Pater Gaffré die Mildtätigkeit der argentinischen Damen. Die europäische Nation, die er zum Vergleiche heranzog, ist die deutsche: unternehmend, neuen Problemen gewandt, industriell, handelsmächtig und der Suprematie zustrebend. Ueber Brasilien wollte der Pater sich nicht äußern, da er darüber demnächst ein



Es ist bekannt, daß alle Deutsche bei längerem Aufenthalt im Ausland ein wahrer Heißhunger nach deutschen Gemüsen befällt, für die die köstlichsten fremden Bodenerzeugnisse keinen Ersatz zu bieten vermögen. Ihnen kann nicht dringend genug geraten werden, sich durch eine Hamburger Export-Firma eine Sendung Dörrgemüse von C. H. Knorr in Heilbronn a/Neckar kommen zu lassen, die neben ihren weltberühmten Suppentafeln, Erbswürsten und dergl. speziell für den Export nach den Tropen bestimmte, durchaus haltbare Dörrgemüse in allen Sorten herstellt. Die Knorr'schen Präparate sind überall von geradezu unschätzbarem Nutzen.

Buch zu veröffentlichen gedenkt und da der Eindruck zu tief sei, um in wenigen Worten wiedergegeben zu werden. Auf das Drängen des Mitarbeiters des „Soleil“ aber sagte er schließlich: „Den tausend Verschiedenheiten zum Trotz muß ich sagen, daß der Brasilianer viel vom Franzosen hat. Er hat eine reiche, komplizierte, offene und bewegliche Natur, aber neigt wie wir zu Exzessen und Reaktionen. Der Brasilianer liebt wie der Franzose das Wort, äußere Manifestationen. Er erwärmt sich für alles und empfindet äußerst lebhaft. Und wenn wir einige Zeit in diesem unvergleichlichen Lande leben, verstehen wir mit den Eigenschaften der Rasse auch, warum Frankreich von der geistigen Elite Brasiliens geschätzt wird. Die Verwandtschaft zwischen den beiden Temperamenten ist sehr groß. Wie gesagt, ich spreche nur unter psychologischen Gesichtspunkten. Wenn Frankreich wollte, wenn es, anstatt seine Energie in blöden antikerikalen Kämpfen zu vergeuden, einige seiner mnerschöpflichen Hilfsmittel verwenden wollte, um in Brasilien Fuß zu fassen, wo schon die Nordamerikaner, die Engländer und die Deutschen triumphieren, welch wunderbares Unternehmungsfeld fände es da!“

— Die republikanische Begeisterung, mit der gestern abend einige Portugiesen die Arbeiten der konstituierenden Nationalversammlung ihres Heimatlandes feierten, hat ein paar blutige Köpfe im Gefolge gehabt. Nicht etwa, als ob sich Meinungsverschiedenheiten ergeben hätten! Man begab sich vielmehr in voller Eintracht nach einer Kneipe in der Ladeira Felipe Nery, um die Rede mit einem Trunke zu begleiten, und dabei stiegen die Wogen der Begeisterung so hoch, daß Gläser, Tassen, Flaschen, Zuckerdosen usw. vor Freuden in die Luft gingen. Eine der Zuckerdosen flog dem Wirt an den Kopf und hinterließ ein gehöriges Loch. Auch die Hände müssen etwas lose im Handgelenk gesessen haben, denn ein Bewohner des Hauses, der gerade in der Kneipe anwesend war, erhielt ein halbes Dutzend saftiger Ohrfeigen. Als die Polizei erschien, hat-

ten die Begehrtesten bereits das Weite gesucht, bis auf den Zuckerdosen-Schützen, der im Polizeigefängnis entsprechend abgekühlt wurde.

— Auf der Station Mangueira wollte gestern gegen 1 Uhr nachts die Mulattin Julia Felisberta aus dem Vorortzuge steigen, als er sich bereits wieder in Bewegung gesetzt hatte. Sie fiel dabei so unglücklich, daß sie unter die Räder geriet. Der rechte Fuß wurde ihr völlig zerquetscht, im übrigen erlitt sie einige leichte Hautabschürfungen. Das schnell herbeigerufene Unfallautomobil brachte sie nach dem Hospital.

— Der Finanzminister ließ am Freitag dem Kongreß einen Gesetzentwurf zugehen, in dem für die Nationaldruckerei ein Nachtragskredit von 1450 Contos gefordert wird, und zwar 1150 Contos für Gehälter und 300 für Materialbeschaffungen. Der Gesetzentwurf wurde mit der Notwendigkeit begründet, die Tätigkeit der Druckerei zu erweitern. Nach den glänzenden Berichten über die Steigerung der Einnahmen, die der Direktor, Herr Jouvin, allmonatlich dem Finanzminister vorlegt — über die Ausgaben schweigt er sich bekanntlich wohlweislich aus —, hätte ja eigentlich die Erweiterung ohne Sonderkredite vorgenommen werden können. Aber diese Einnahmen sind blauer Dunst, denn sie bestehen zum großen Teil nur auf dem Papier. Das „Diario Official“, dem sie zu verdanken sein sollen, wurde bekanntlich gegründet, um als Amtsblatt die amtlichen Veröffentlichungen der verschiedenen Behörden aufzunehmen. Das tut es auch, und zwar geschah das früher unentgeltlich. Herr Jouvin aber läßt allmonatlich jeder Behörde eine Rechnung über ihre Publikationen zustellen, die zwar allmonatlich von der betreffenden Behörde zu den Akten gelegt wird, aber nichtsdestoweniger in der dem Finanzminister übersandten Aufstellung mit ihrem Betrage als Einnahme figuriert. Das heißt also: die wirklich ans Schatzamt abgeführten und die in der Monatsrechnung veröffentlichten Einnahmen sind sehr verschiedene Dinge. Herr Jouvin hat sich unzweifelhafte Verdienste um die Modernisierung der stark verlotterten und rückständig gebliebenen Nationaldruckerei erworben, aber das Talent des Organisierens und Verwaltens, das bei uns so überaus selten ist, scheint auch ihm nicht gegeben zu sein. Sonst hätte er es nicht fertig gebracht, den Etat der ihm unterstellten Behörde in einem halben Jahre zu erschöpfen, in diesen sparsamen Zeitläuften einen enormen Nachtragskredit zu verlangen und sein Fiasko mit derartigen Schaumschlägereien, wie der ebenerwähnten, zu verdecken oder wenigstens verdecken zu wollen.

Rio, Donnerstag, den 29. Juni

— Der Bundespräsident setzt seine Besuche in Anstalten sozialer Art fort. Gestern um 10 Uhr vormittags erschien er unangemeldet in dem „Instituto de Protecção e Assistencia a Infancia“, das er eingehend besichtigte. Er hielt sich über 2 Stunden dort auf und versicherte den Leitern dieses Wohltätigkeitsinstituts, daß er ihnen seine moralische wie materielle Unterstützung gewährleiste, um die Anstalt noch zu erweitern. Nur so fort, Marschall! Das wenigstens ist ein Gebiet, auf dem Ihnen die Politiker nicht in die Quere kommen können.

— Das Befinden des früheren Finanzministers, Senators Leopoldo de Bulhoes, der in der vorigen Woche einen Automobilunfall erlitt, bessert sich der-

art, daß der behandelnde Arzt hofft, ihn in wenigen Tagen wieder gänzlich hergestellt zu sehen.

— Heute haben wir einen Selbstmordversuch aus Liebeskummer zu verzeichnen, der ausnahmsweise wirklich einmal einen tödlichen Ausgang nahm. In der Rua do Rezende 141 lebte eine gewisse Maria da Conceição mit dem Chauffeur Antonio Guedes da Silva zusammen. Die Automobilistenliebe scheint aber nur die eine Hälfte ihres Herzens angefüllt zu haben. Von der anderen Seite ergriff ein Polizeisergeant Besitz. Der Hüter der öffentlichen Ordnung fand jedoch auf die Dauer keinen Geschmack an Halbheiten, weshalb er Eliza verließ. Die leere Herzenshälfte verursachte ihr solches Unbehagen, daß sie zum Revolver griff und durch einen Schuß ins rechte Ohr ihrem Leben ein Ziel setzte.

— Der Zollamtsdirektor erschien gestern dreimal in der Gepäckabfertigung, um sich zu überzeugen, daß die in der Presse erhobenen Beschuldigungen zu Recht bestanden. Trotzdem glückte es einem Kaufmann aus der Rua do Ouvidor, dem Inhaber eines sehr großen Schnittwarengeschäfts, 11 Koffer ohne Kontrolle aus dem Zollamt herauszubekommen. Ein Juwelier hatte das Glück, sein Gepäck, das mit den Initialen C. G. gezeichnet war, direkt von der „Araguaya“ an Land nehmen zu können, obwohl er Goldwaren und Juwelen von hohem Werte mit sich führte. Dafür wurden im Koffer einer gewissen Annie Jacobutz, die in der Avenida Mem de Sa wohnt, Kurzwaren, Stoffe und Wäsche gefunden, die 534\$ Zoll kosteten. Und der Syrier Abdou Adah mußte zusehen, wie man ihm eine Matraze zerschnitt und daraus eine Menge Perlmutterknöpfe, Bänder und Seidentücher herauszog. Da in diesem Falle Schmuggel offenkundig war, so erfolgte die Konfiskation des Fundes, und nebenbei hatte der Syrier noch die im Gesetz vorgesehene Strafe zu zahlen. Die sechs Koffer, die die Dämchen der Mary Elbon mitbrachten, sind noch immer im Zollamt. Die alte Seelenverkäuferin schlich gestern um das Gelände herum, reklamierte aber das Gepäck nicht. Offenbar will sie abwarten, bis der erste Sturm vorüber ist, um dann mit Hilfe liebebedürftiger Konferenten die Sachen doch noch ohne Zoll herauszubringen.

— Gemütlich muß man das Leben auffassen, sonst wird es unerträglich. Das scheint das Motto zu sein, nach dem auf dem Postamt am hiesigen Zentralbahnhof gearbeitet wird. Wir haben bekanntlich das Institut der Eilbriefe, die gegen Entrichtung von 500 Reis über das gewöhnliche Porto hinaus, durch besonderen Boten bestellt werden oder doch werden sollen. Durch die Paulistaner Blätter ging vor nicht allzulanger Zeit die Notiz, daß dort die Bestellung der Eilbriefe unterblieb, weil der Eilbriefbote ein Rechtsstudent war, der sein Amt nicht erfüllte, weil er sich schämte, als Student Briefe auszutragen. Das Gehalt anzunehmen schämte er sich freilich nicht. Man sollte nun meinen, daß diese Briefe auch bei der Auflieferung einen Vorzug genießen müßten. Aber Irren ist menschlich. Der Nachtzug nach S. Paulo geht um 6 Uhr abends vom Zentralbahnhof ab. Wer einen Eilbrief mit diesem Zuge mitgeben will, der hat sich gefälligst vor 5 Uhr 25 auf dem Bahnhofspostamt einzufinden und seinen Brief abzuliefern, denn um diese Minute wird die Annahme geschlossen. Wer später kommt, muß sich für 200 Reis eine Bahnsteigkarte lösen und den Brief an den Postwagen des Nachtzuges tragen. Das ist ein skandalöser Zustand. Es besteht nicht der mindeste Grund,

die Annahme von gewöhnlichen, geschweige denn von Eilbriefen für den Nachtzug bereits um 5 Uhr 25 zu schließen. Höchstens könnte man vermuten, daß die Postbeamten völlig unfähig sind, und dieser Vermutung würden sie sehr energisch widersprechen. In Deutschland wird der Bahnhofsbrieffkasten auf großen Stationen 10, auf kleinen 5 Minuten vor Abgang jedes Postzuges geleert, und es bleibt kein Brief zurück. Bei uns aber bringt man es nicht fertig, wenigstens Eilbriefe bis 10 Minuten vor Abgang des Zuges auf dem Bahnpostamt anzunehmen. Wahrhaftig, wir müssen noch sehr viel lernen, bis unsere Verkehrseinrichtungen auf der Höhe der Zeit stehen werden!

— In der geheimen Sitzung des Senats, in der über die Ernennungen und Entlassungen im diplomatischen Dienst verhandelt wurde, kam es zu einem Zusammenstoß zwischen den Herren Francisco Glycerio und Segismundo Gonçalves. Die Paulistaner sind bekanntlich verschnupft, weil ihr Landsmann Dr. Gabriel de Piza nicht nur seines Postens als Gesandter in Paris, den er seit etwa 2 Jahrzehnten innehatte, enthoben, sondern obendrein in der Presse noch recht schlecht behandelt wurde, — wie sie annehmen, nicht ohne Vorwissen des Barons von Rio Branco. In jener Sitzung nahm sich Herr Glycerio des Gesandten an, verteidigte ihn gegen die Vorwürfe und sprach sich gegen die Stellung zur Disposition aus. Der Senator Gonçalves rief dazwischen, der Minister des Aeußeren hätte Herrn Piza schon längst zur Disposition stellen müssen, nicht nur, weil er unsere Landsleute in Frankreich ungezogen behandle, sondern auch, weil er seit dem Ministerium Hanoteaux nicht mehr persona grata bei der französischen Regierung sei. Das gab Veranlassung zu einem heftigen Wortwechsel, der damit endete, daß Herr Gonçalves den Saal verließ und erst zur Abstimmung zurückkehrte.

— Eine neugierige Frage hat in der Finanzkommission der Kammer der Deputierte Alcindo Guanabara an den Finanzminister gerichtet. Er will wissen, was für Anleihscheine von religiösen Vereinigungen, Bruderschaften, Orden und Kongregationen ausgegeben und unter welcher Bezeichnung dieselben an der Börse zugelassen worden seien. Der Deputierte begründete seinen Antrag damit, daß unsere Gesetzgebung die Ausgabe von Obligationen nur den Aktiengesellschaften und den Kommanditgesellschaften auf Aktien gestatte. Trotzdem seien von den religiösen Genossenschaften der verschiedensten Art Hypothekendarlehen aufgenommen und die Obligationen an der Börse zugelassen worden. Das sei eine offenbare Gesetzesverletzung. Außerdem erscheine es zweifelhaft, ob die religiösen Genossenschaften ihren Grundbesitz überhaupt hypothekarisch belasten könnten, denn das schließe die Möglichkeit einer eventuellen Entäußerung ein, und die Genossenschaften seien doch nur Verwalterinnen und Nutzniesserinnen dieser Güter, die ihnen mit ausdrücklicher Bestimmung für genau bezeichnete Zwecke geschenkt oder vermaht worden seien. Die Finanzkommission stimmte den Ausführungen des Herrn Alcindo Guanabara zu und beschloß, beim Finanzminister die besagten Auskünfte einzuholen.

— Ceara schreitet fort, darüber kann kein Zweifel sein. In seiner Hauptstadt Fortaleza tauchten, wie wir dortigen Blättern entnehmen, in voriger Woche die ersten Hosenröcke auf. Ihr Schicksal war dasselbe, wie in Paris und Rio: die Menschenmassen

stauten sich um die kühnen Neuerinnen an, und während die einen ihnen Beifall spendeten, erging sich die Mehrheit in lauten Mißfallensäußerungen. Auch in Ceara wird der Hosenrock also kein Glück haben. Das hätten die Cearenseninnen eigentlich schon aus den neuesten Modejournalen entnehmen können, aber offenbar sind in Fortaleza erst die Nummern eingetroffen, die die Hosenrockschritte brachten. Bei der Vorzüglichkeit unserer Post und bei dem Eildienst des Lloyd Brasileiro ist das leicht möglich. Funktionierten diese beiden Institutionen besser, so hätten die fortschrittseifrigen Nordstaatlerinnen sich nicht vergebens zu bemühen brauchen!

— Das grüne Automobil, das drei Wochen oder noch länger herrenlos an der Ecke der Avenida Central und der Rua da Assembléa gestanden hat, ist gestern endlich entfernt worden. Und zwar war es nicht etwa die Inspektion des Fuhrwesens, die sich seiner annahm, auch nicht der städtische Aufbewahrungshof, sondern der Besitzer selbst. Ueber den Zusammenhang sind wir nicht unterrichtet. Vielleicht war ihm das Benzin ausgegangen und er mußte erst Geld aufreiben, um neues zu kaufen. Aber sei dem, wie es sei: das Avenida-Auto ist weg. Es heißt, daß einige Automobilbesitzer in Zukunft keine Schuppen zur Unterbringung ihrer Fahrzeuge mehr mieten wollen, da, wie die Erfahrung ergeben hat, die Unterbringung auf der Avenida Central nicht nur nichts kostet, sondern da dort obendrein für eine sorgfältige polizeiliche Bewachung alle Gewähr gegeben wird.

— Die „Imprensa“ gab gestern die Ausführungen wieder, die der Kaiserlich Deutsche Konsul in Porto Alegre in der dortigen „Deutschen Zeitung“ zu dem Thema „Bewahrung und Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit“ gemacht hatte. Im Anschluß daran druckte sie die sehr berechtigte Kritik nach, die das Porto Alegrenser „Diario“ zu der deutschen Gesetzgebung gab. Das Blatt sagte nämlich: „Die einzige Aenderung, die das Gesetz vom 1. Juni 1870 über den Erwerb, die Erhaltung und den Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit, das noch heute in Kraft ist, in dieser langen Zeit erfahren hat, ist die Aufhebung der Gebühr für die Eintragung in die Konsulatsmatrikel, und das erst seit dem 1. Januar dieses Jahres. Und das, trotzdem die Folgen dieses Gesetzes so unheilvoll waren, daß von den 3 Millionen geborenen Deutschen die im Auslande leben, nur etwa 250.000 ihre Nationalität bewahrt haben. Die deutschen Auswanderer sind beinahe in ihrer Gesamtheit Arbeiter und Bauern, sie kennen die Gesetze über die Staatsangehörigkeit nicht, und in der unerschütterlichen Ueberzeugung, Deutsche zu sein, ahnen sie nicht, daß sich ihnen im geliebten Vaterlande der Paragraph entgegenstellt: „Der Deutsche, der das Reichsgebiet verläßt und zehn Jahre ohne Unterbrechung im Auslande seinen Wohnsitz nimmt, verliert die Reichsangehörigkeit. Diese Frist wird unterbrochen durch die Eintragung in die Konsulatsmatrikel, sie beginnt von neuem mit dem auf die Löschung in der Matrikel folgenden Tage.“ Dieser Paragraph kostete Deutschland ohne jeden Beweggrund moralischer, sozialer, politischer oder sonstiger Art Millionen seiner Untertanen, gute Bürger und Patrioten.“ So urteilt ein lusobrasilianisches Blatt!

Rio, Freitag, den 30. Jnni.

— Die Anfrage, die auf Antrag des Deputierten

eindo Guanabara die Finanzkommission der Deputiertenkammer bezüglich der an der Börse gehandelten Obligationen der religiösen Genossenschaften an den Finanzminister richtete, hat bereits eine Wirkung gezeitigt. Das Syndikat der Börsenmakler hat den betreffenden Genossenschaften mitgeteilt, daß sie den börsengängigen Handel in diesen Papieren aufheben müsse, bis die Obligationen den Gesetzesbestimmungen entsprächen. Wir wundern uns, daß das Maklersyndikat erst dieses Anstoßes von außen bedurfte und seine Pflicht nicht von vorneherein getan hat. Die Herren wußten doch von vorneherein, daß jene Obligationen dem Gesetz nicht entsprachen, und waren daher verpflichtet, die Zulassung zur Börse zu verweigern, sowohl im Interesse des Publikums, das Börsenwerte kaufen will, als auch im Interesse der Genossenschaften selbst, die vielleicht eine Möglichkeit gefunden hätten, den Papieren eine börsengängige Form zu geben, wenn sie rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht worden wären. Aber es ist wieder einmal mit der üblichen Schlamperei gewirtschaftet worden, obwohl Artikel 112 des Börsenreglements bestimmt: „Die Titel von einheimischen und ausländischen Aktiengesellschaften dürfen an der Börse nur mit Zustimmung des Syndikates der Börsenmakler gehandelt werden, das zivilrechtlich für die Nachteile haftbar ist, die jemanden aus der Zulassung von Titeln und Aktien von gesetzwidrig konstituierten (Aktien-) Gesellschaften erwachsen.“ Bei dieser Gelegenheit sei übrigens bemerkt, daß Herr Aleindo Guanabara, der doch sonst so versöhnlich und tolerant ist, gar nicht nötig hatte, seine Anfrage nur auf religiöse Genossenschaften zu beziehen. An unserer Börse werden oder wurden bislang nämlich auch andere Papiere gehandelt, die nicht zugelassen werden durften, z. B. diejenigen der Associação dos Empregados no Commercio, die auch keine Aktiengesellschaft bildet. Hoffentlich werden auch diese jetzt von der Börse verschwinden, denn was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.

— Der Zollamtsinspektor hat auch gestern den ganzen Tag in der Gepäckabfertigung zugebracht, wo der Konferent Pedro Alves de Andrade nicht mehr zu sehen war, an dessen Stelle sein Kollege Luiz do Valle e Almeida arbeitete. Am späten Nachmittag erschien in der Gepäckabteilung einer der Schützlinge der alten Elbon, Rachel Jackmann, und reklamierte zwei von den sechs angehaltenen Koffern. Die Konferenten fanden darin eine Menge von neuer Wäsche usw., wie ja in der Presse schon vor Ankunft des Dampfers bekanntgegeben wurde, und zwar vorwiegend in dem großen Koffer. Da Rachel sah, daß sie schweren Zoll bezahlen mußte, erklärte sie schließlich, daß nur der kleinere Koffer, der neben gebräuchter Wäsche nur wenige neue Stücke enthielt, ihr gehöre. Der andere sei Eigentum der Mme. Elbon, die bei dem Bankerott eines großen Londoner Modegeschäftes bedeutende Einkäufe gemacht habe. Da der Koffer aber einmal offen war, so nahmen die Konferenten auf Anordnung des Inspektors eine oberflächliche Berechnung des zu zahlenden Zolles vor und kamen dabei auf die hübsche Summe von 2:063\$ Papier. Da jedoch die Mehrzahl der Waren 50 Prozent in Gold zu zahlen hat, so kämen ungefähr 2:700\$ in Papier heraus. Der Koffer enthielt u. a. Dutzende von Kissenbezügen mit Spitzeneinsätzen und Seidenbändern, Spitzen- und Seidenblusen, Theatermäntel mit Seide gefüttert,

Wolljacken, viele Dutzende von feinen Hemden mit Spitzeneinsätzen usw. Da die anderen Koffer ähnlichen Inhalt haben, und da der doppelte Zoll verfallen ist, weil die Waren nicht als Handelsgut deklariert wurden, so wird Mme. Elbon wohl die Sachen samt und sonders im Stiche lassen. Bezüglich der gestern gemeldeten zollfreien Einfuhr von 11 Koffern für einen Kaufmann aus der Rua do Ouvidor und der C. G. gezeichneten Koffer für einen Juwelier erließ der Zollinspektor eine Gegenerklärung. Da er Namen nennt, so ist es nicht mehr nötig, sie unsererseits verborgen zu halten. Der Zollinspektor sagt, Herr Ferreira, Mitinhaber des „Palais Royal“, habe nicht 11, sondern 12 Koffer mitgebracht, die untersucht worden seien und für deren Inhalt, soweit er zollpflichtig war, Herr Ferreira 319\$500 Zoll bezahlt habe. Der Zollinspektor führt sogar die verzollten Gegenstände auf, nämlich: kleine Bilder im Werte von 100\$, 35 Kilo Töpferwaren zu 3\$500 das Kilo, 20 Kilo Fleischkonserven zu 1\$200, 80 Kilo Wein zu 240 Reis, 1 Dutzend Baumwollhemden zu 15\$ das Dutzend und 1 Dutzend baumwollener Herrenstrümpfe zu 4\$ das Dutzend. Wenn Herr Alonzo Franco sich die Sache besser überlegt hätte, dann hätte er die Erklärung nicht losgelassen, sondern sich gesagt, daß ein Kaufmann, der mit 12 Koffern aus Europa kommt, unmöglich nur diese Sachen in seinem Gepäck haben konnte. Tatsächlich ist denn auch nur 1 Koffer untersucht worden, eben jener, für den 319\$500 Zoll bezahlt wurden. Die 11 anderen wurden weggenommen, als der wachhabende Polizeisoldat Nr. 328 mit einem Zwischendecker von der „Araguaya“ eine Diskussion hatte. Der Reporter, der den ganzen Zollschwindel aufgedeckt hat, machte den „Fiel“ Amadeu Silva darauf aufmerksam, erhielt aber die Antwort: „Ich bin Fiel und nicht Konferent!“ Man hat eben dem Zollinspektor und dem Fiskus ein Schnippchen geschlagen. Aehnlich verhält es sich mit dem Gepäck des Juweliers C. Gracie aus der Travessa S. Francisco, bezüglich dessen der Adjudant des Guarda-Mor, der sich auf der „Araguaya“ befand, dem Zollinspektor berichtet hat, es seien nur ein kleiner Kabinenkoffer mit gebräuchter Wäsche und Kleidern und zwei Hutschachteln an Bord gewesen. Auch hier hält der Reporter seine Behauptung, daß das Gepäck Juwelierwaren von hohem Werte enthielt, in vollem Umfange aufrecht. Uebrigens lehrt schon die Zollstatistik im Verein mit einem Gange durch die Juwelierläden Rios, daß unmöglich alles, was dort ausgestellt ist, Zoll bezahlt haben kann. Denn die Zolleinnahme aus Gold und Juwelen steht zu dem Werte jener Auslagen in keinem Verhältnis.

— Aus einer Mitteilung des Justizministers an die Deputiertenkammer geht hervor, daß ein Staatsanwalt des Departements Alto Purus im Acre-Gebiet, der am 13. Juni 1908 für diesen Posten ernannt worden war, im ganzen nur 4 Monate und 19 Tage sein Amt ausgeübt hat. Diese Information wurde der Kammer aus Anlaß eines Urlaubsgesuchs erteilt, das der betreffende Staatsanwalt an den Kongreß gerichtet hat. Nachdem er in 3 Jahren ganze 4½ Monate lang tätig war, fühlt er nämlich das dringende Bedürfnis, ein Jahr lang Urlaub zu nehmen. Unter diesen Umständen wäre es doch viel einfacher, den Staatsanwälten die beschwerliche und lange Reise zur Amtsübernahme zu ersparen und ihnen zu gestatten, in der Rua do Ouvidor oder auf der Avenida Central ihr Amt anzutreten!

— Die beiden Kommissionen für Rechtsfragen u. für Oeffentliche Arbeiten der Deputiertenkammer haben das Gesuch der Companhia Brasileira de Energia Electrica, Guinle & Co., ihr vom Jahre 1915 an die Lieferung von elektrischen Strom zum Preise von höchstens 100 Reis pro Kilowatt im Bundesdistrikt zu gestatten, geprüft und haben sich fast einstimmig für die Genehmigung ausgesprochen. Nur über die der Gesellschaft aufzuerlegenden Bedingungen herrschten einstimmig Meinungsverschiedenheiten, sodaß zwei, allerdings nur unwesentlich von einander abweichende Gutachten an das Plenum gelangen werden. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß das Plenum dem Gesuch, das kein Monopol in sich schließt, ebenfalls stattgeben.

— Ueber die jüngsten Postskandale finden wir in der „Imprensa“ einem Organ, das bekanntlich der Politik des Marschalls Hermes aufs engste verbunden ist, ohne allerdings die Selbständigkeit seines Urteils deshalb aufzugeben, Bemerkungen, die unsere Ansicht über die schädliche und demoralisierende Wirksamkeit des Pseudohermismus von S. Paulo durchaus bestätigen und die wir dem eifrigen Verteidiger, der diesem System so unerwartet in einem deutschgeschriebenen Blatte erstanden ist, besonders zur Beachtung empfehlen. Das Blatt schreibt: „Es ist richtig, daß es unter den Postbeamten Leute gibt, die wenig Eifer zeigen, und andere, die auf Gebieten, die ihnen vertraut sein müßten, eine geradezu verblüffende Unwissenheit besitzen. Aber das ist glücklicher Weise nicht die Regel, und die Ausnahmen sind zum großen Teil eine Folge des korrupten Systems, nachdem besonders außerhalb Rios die Ernennungen und Beförderungen erfolgen. Wir meinen die Einflüsse, die sich bei Ernennungen und Beförderungen geltend machen und den Dienst schwer schädigen, was gerade in Bezug auf das Postwesen ganz gewiß nicht vorkommen dürfte. Wenn auch in Rio zuweilen nach diesem System ernannt und abgesetzt wird, so verursacht das hier weniger Schaden, als bei Postverwaltungen mit weniger zahlreichem Personal, wo die Unwissenden und Pflichtvergessenen nicht durch ehrliche, eifrige und unterrichtete Kollegen im Zaume gehalten werden.“

— Wir berichteten neulich, daß die Obstgärtner des Munizips S. Gonçalo (des Nachbarmunizips von Nietheroy) sich an den Landwirtschaftsminister mit der Bitte gewandt haben, ihnen zur Erlangung günstiger Preise für ihr Obst behilflich zu sein. Für 100 Mandarinen (Tangerinen) z. B. erhalten sie nur 400 Reis von den Obsthändlern aus Rio, und zwar frei Station. Ob der Minister ihnen eine Antwort gegeben hat und welche, wissen wir nicht. Wir erfahren jetzt nur, daß einige Obstzüchter sich zusammengetan haben und ein Geschäft in Buenos Aires zum Verkauf ihrer Produkte eröffnen wollen. Sollte das der Rat sein, der ihnen im Ministerium zu Teil wurde? Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß sie in der argentinischen Hauptstadt bessere Preise erzielen, als von den Obsthändlern von Rio, die auf dem Markte der Bundeshauptstadt ein Monopol haben. Aber wäre es nicht einfacher, dieses Monopol zu brechen, anstatt ins Ausland zu gehen? Wir haben uns über die Preise unterrichtet, die die Großhändler beim Wiederverkauf verlangen, und gehört, daß das Hundert Mandarinen, für das der Produzent 400 Reis bekommen hat, 2\$ bis 2\$500 kostet.

Die Detailhändler verkaufen dann das Dutzend für 400 bis 600 Reis, so daß der Konsument das Zehnfache dessen bezahlt, was der Produzent erhielt. Das ist ein geradezu unerhörter Zustand, eine Ausbeutung von Konsumenten wie Produzenten durch einige wenige Großhändler. Wir sollten meinen, daß die Obstzüchter von S. Gonçalo, und nicht nur diese, weniger Risiko liefern, wenn sie ihren Laden in Rio eröffneten und ihre Früchte hier zu vernünftigen Preisen verkauften. Es mag sein, daß sie in Buenos Aires mehr erhalten werden, aber nach Abzug aller Spesen und unter Abrechnung des Risikos, wird ihnen von diesem Unternehmen kein höherer Gewinn bleiben, als wenn sie in Rio verkaufen. Oder halten sie etwa unsere Monopolhändler für so übermächtig, daß sie den Kampf nicht aufzunehmen wagen? Der Unterstützung des Publikums könnten sie gewiß sein!

Rio, Sonnabend, den 1. Juli.

— Daß Herr Pedro de Toledo anismüde sei und seinen Ministerposten gern mit einem Sitz im Obersten Bundesgerichte vertauschen möchte, wird seit langem behauptet. Es sind auch schon mehrfach Personen genannt worden, die seine Nachfolge antreten sollen. Die neueste Version, die uns aus im allgemeinen gutunterrichteter Quelle zugeht, ist die, daß Herr Carlos Botelho, der frühere Ackerbausekretär von S. Paulo, Landwirtschaftsminister werden solle. Diese Vermutung ist an und für sich nicht unwahrscheinlich, erstens da Herr Dr. Carlos Botelho ein persönlicher Freund des Marschalls Hermes ist, zweitens, da eine Berufung auch offiziell die Wiederaufnahme der guten Beziehungen zwischen S. Paulo und der Bundesregierung, an der seit langem gearbeitet wird, bestätigte, und drittens, da Herr Botelho bei seinem Vortrage in der Landwirtschaftlichen Gesellschaft von Minas in ausgesprochen politischer Weise gefeiert wurde. Das einzige „Aber“ ist, daß diese Berufung die Bundesregierung in offenen Gegensatz zu den Pseudohermisten von S. Paulo bringen würde. An und für sich hätte das nicht viel zu sagen, denn die Rodolphiner verfügen weder über einen Senator noch über einen Deputierten im Bundeskongreß. (Die hermistischen Senatoren für S. Paulo, die Herren Campos Salles und Francisco Glycerio, unterhalten bekanntlich keine Beziehungen zu den Rodolphinern, und die Deputierten gehören der „wohlwollenden Opposition“ des Herrn Maciel an.) Doch wäre es immerhin möglich, daß Pinheiro Machado eine Frage aus der Berufung machen würde, obwohl es uns scheint, daß er die Reise des Marschalls nach S. Paulo nicht aus prinzipieller Feindschaft gegen die dort herrschende Partei bekämpft hat, sondern um das Decorum zu wahren, damit es nicht aussähe, als ob die Bundesregierung den ersten Schritt zur Versöhnung tue. Die Landwirtschaft würde jedenfalls vortrefflich bei der Berufung des Herrn Carlos Botelho fahren, denn Herr Botelho hat als Ackerbausekretär von S. Paulo bewiesen, was er zu leisten vermag. Sein Name ist mit der staatlichen Förderung der Landwirtschaft in Brasilien auf immer verbunden. Reich an Wissen und Erfahrung, mit praktischem Blick für das Notwendige und Mögliche und einer unbeugsamen Energie begabt, dabei von unermüdlicher Arbeitskraft und von jener bei uns so seltenen Vorurteilslosigkeit, die von der Vergötterung des Ausländischen und der Verach-

Rio de Janeiro:
Rua do Ouvidor 102
Rua do Rosario 113
Depot:
Rua da Quitanda 52
Telegramm - Adresse:
ARPECO.

ARP & Co.

Filiale in Hamburg:
Barkhof 3, Mönke-
bergstrasse.
Telegramm - Adresse:
ARPECO.

Grosses Lager in Nähmaschinen der bekanntesten Fabriken

Gritzner & New Home

1882

sowie der registrierten Marken:

—Vibratoria, Oscillante, Rotatoria, Familia und A Ligeira—

Einzig Agenten und Importeure des

Schlüsselgarns von Ackermann.

Komplettes Sortiment in

Waffen, Eisenwaren, Kurz- und Manufaktur-Waren

Exporteure von Rohgummi und anderen nationalen Produkten.

tung des Heimischen ebenso weit entfernt ist, wie vom Umgekehrten, hat er aus dem Ackerbausekretariat seines Heimatstaates eine Behörde gemacht, die den übrigen Staaten und bei der Errichtung des Landwirtschaftsministeriums auch dem Bunde als Muster gedient hat. Die Landwirtschaftsschule in Piracicaba und das Agronomische Institut in Campinas, die Einwanderungsbehörde und die Kolonisation, die Zentral-Tierzuchtstation und die Maschinenhalle verdanken ihm die Höhe der Entwicklung, auf der sie heute stehen. Wenn dieser unermüdlige Arbeiter und rücksichtslose Verwalter mit seinem großzügigen Organisations-talent und seiner reichen Erfahrung für die Dienste der Bundesregierung gewonnen werden könnte, so wäre das ein Segen für das Land.

— Die „Imprensa“ erscheint von heute ab auch in einer zweiten Ausgabe, die um 6 Uhr abends alle Telegramme und Neuigkeiten vom Tage zur Kenntnis ihrer Leser bringen soll. Das Blatt erklärt ausdrücklich, daß es noch nicht die eigentliche Abendausgabe sei, die zu veröffentlichen es demnächst beabsichtigt, sondern nur die Vorbereitung dafür. Die wirkliche Abendausgabe wird erst erscheinen, wenn die neue, große Rotationsmaschine aufgestellt ist, die Herr Alcindo Guanabara bei C. Winkler & Co. in Leipzig in Auftrag gegeben hat, als er jüngst in Europa weilte. Die Morgenausgabe wird alsdann 24 Seiten stark werden, davon 12 mit Illustrationen, teilweise in Farbendruck. Das Unternehmen hat bereits ein Terrain erworben, auf dem es einen Neubau für seine Zwecke aufführen will. Der Mitarbeiterkreis ist um eine Reihe glänzender Namen vermehrt worden, darunter die Her-

ren Conde do Affonso Celso, Dr. Souza Bandeira, Dr. Rodrigo Octavio, Dr. Alfredo Bernardes. Wir wünschen der verehrten Kollegin zu diesen Neuerungen aufrichtig Glück. Die „Imprensa“ ist schon heute ohne Zweifel die modernste Zeitung, die Brasilien aufzuweisen hat. Sie wird es nach all den Umgestaltungen und Erweiterungen in noch viel höherem Maße sein. Hoffentlich bewahrt sie sich aber auch die Unabhängigkeit und Treffsicherheit des Urteils, wodurch sie sich bisher so sehr auszeichnete und wodurch wir beinahe täglich veranlaßt wurden, die „Imprensa“ zu zitieren. Und wenn wir noch einen weiteren Wunsch hinzufügen dürfen, so ist es der, daß sie den deutschen Dingen, Politik, Kunst, Wissenschaft, Literatur, diejenige Aufmerksamkeit schenken möge, die sie in einem vorwärtstrebenden Lande wie Brasilien verdienen. Der gute Wille dazu ist fraglos vorhanden — das hat die „Imprensa“ oft bewiesen —, aber in der Ausführung scheint die Sprache außerordentlich große Schwierigkeiten in den Weg zu stellen.

— Eine Reihe von Industriellen und Kaufleuten hat an den Finanzminister die Bitte gerichtet, den Bau der neuen Teilstrecke des Kais nicht, wie beabsichtigt, am Mangue-Kanal zu beginnen, sondern umgekehrt an der Ponta do Caju. Sie begründen ihre Bitte mit technischen und wirtschaftlichen Rücksichten. Vom technischen Standpunkt aus ist der Bau von der Ponta do Caju aus deshalb empfehlenswerter, weil die Fundamentierung sicherer ist. Und wirtschaftlich bringt der Beginn von dort aus den Vorteil, daß die in S. Christovam bestehenden Ladestellen benutzt werden können, bis sie durch den neuen Kai ersetzt werden, während sie beim Re-

ginn der Arbeiten am Manguekanal sofort kassiert werden müßten, sehr zum Nachteil des Handels. Die Begründung ist sehr einleuchtend, und hoffentlich wird dem Gesuche nicht aus Bequemlichkeitsrück-sichten die Erfüllung versagt.

— Die Morgenblätter sprechen ihre Verwunde-rung darüber aus, daß zwischen dem diplomatischen Vertreter Argentiniens und dem Finanzminister ge- stern eine Konferenz über die Frage des Mehlszolls stattgefunden hat, wie überhaupt seit einiger Zeit die bei der Bundesregierung beglaubigten fremden Diplomaten es vermeiden, sich mit dem Ministerium des Aeußern in Verbindung zu setzen, und lieber di- rekt mit dem betreffenden Ressortminister verhan- deln. Die Blätter weisen mit Recht darauf hin, daß dieses Verfahren dem in anderen Ländern üblichen diplomatischen Brauche widerspricht, dem zufolge die fremden Vertreter mit dem Minister des Aeußern verhandeln, der dann seinerseits mit seinen Kollegen in Verbindung tritt. Die Verwunderung ist ganz be- rechtigt. Aber wenn die landessprachliche Presse sehen wollte, so würde ihr des Rätsels Lösung nicht schwer fallen. Der Baron von Rio Branco hat sich unsterbliche Verdienste um das Land erworben, in- dem er unsere Grenzen sicherte und so die Möglich- keit von Konflikten mit den Nachbarn auf ein Mini- mum herabdrückte. Aber seine Neigungen gehen allzu sehr auf geschichtliche und geographische Stu- dien, (eben jene Wissensgebiete, deren Kenntnis ihn so vorzüglich zur Lösung der Grenzfragen befähig- ten), als daß er seine ganze Kraft dem diplomati- schen Kleinkram widmen möchte. Der Reorganisa- tion seines Ministeriums, die ihm für diese Dinge einen Unterstaatssekretär zur Seite stellen würde — in Herrn Muniz Aragão z. B. besitzt das Ministe- rium eine sehr geeignete Kraft — widersetzt er sich durchaus. Nachdem die fremden Diplomaten mehr- mals die Erfahrung machen mußten, daß ihren, an- deren Ministern geltenden Wünsche und Vorstel- lungen bei dem ohnehin sehr schwer anzutreffenden Baron von Rio Branco nicht die erforderliche Be- achtung und Weitergabe zuteil wurde, blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit dem diplomati- schen Brauche zu brechen und sich direkt mit den Ressortministern in Verbindung zu setzen. Wenn wir also Grund zur Klage haben, so sind nicht die Ver- treter der fremden Mächte die Schuldigen, sondern einzig und allein der Minister des Aeußeren. Natür- lich ist ein derartiger Zustand auf die Dauer un- haltbar, denn unsere Beziehungen zum Auslande müssen von einer Stelle aus geleitet und geregelt werden. Wenn daher der Baron von Rio Branco sich seiner Passivität nicht entschlägt, dann wird eben nichts übrig bleiben, als ihm auch gegen seinen Wil- len einen Unterstaatssekretär beizugeben.

Rio, Montag, den 3. Juni.

— Mit dem Dampfer „König Wilhelm“ der Ham- burg-Amerika-Linie traf gestern Herr Kommerzien- rat Hermann Stoltz, Chef der Firma Herm. Stoltz & Co., Hamburg-Rio de Janeiro-S. S. Paulo-Santos- Pernambuco-Maceio, hier ein. Trotz des schlechten Wetters hatten sich außer dem Sohne, Herrn Hans Stoltz und Herren von der Firma eine große Anzahl von Freunden und Bekannten zur Begrüßung ein- gefunden. Herr Kommerzienrat Stoltz gedenkt einige Monate in Brasilien zu bleiben, um die Zweig- geschäfte seines Hauses zu besuchen und sich zu- gleich über den Stand der deutschbrasilianischen Bil-

dungsbestrebungen, deren eifrigster Förderer in Deutschland er bekanntlich ist, zu unterrichten. Wir heißen Herrn Kommerzienrat Stoltz herzlich will- kommen.

— Wie der Konzessionsschwindel bei uns blüht, ist unseren Lesern wohlbekannt. Es vorgeht kein Tag, an dem nicht beim Verkehrsministerium ein Dutzend Gesuche um Konzession für die verschie- denartigsten und abenteuerlichsten Projekte einlief. Früher ist den Gesuchen in weitgehendem Maße entsprochen worden, da man von dem Grundsatz ausging: „Nützt es nichts, so schadet es auch nichts, und die bei der Gewährung fälligen Gebühren füllen den Staatssäckel.“ In den letzten Jahren jedoch wurde man vorsichtiger. Offenbar ist man allmäh- lich dahintergekommen, daß viele Konzessionen von vorneherein in der Absicht erbeten werden, das be- treffende Projekt gar nicht auszuführen, sondern sich einen Rechtstitel zu sichern, auf Grund dessen man bei gegebener Gelegenheit einen Entschädigungs- anspruch an den Fiskus stellen könnte. Ein klassi- sches Beispiel hierfür ist die Klage des Ingenieurs Eugenio de Andrade auf Zahlung von 4000 Contos als Ersatz für erlittenen Schaden und entgan- genem Gewinn, die jetzt von den Gerichten abge- wiesen wurde. Herr Andrade hatte 1903 eine Kon- zession für eine Bahn mit elektrischem Betrieb zwi- schen Rio de Janeiro und Petropolis erhalten. Am 10. März 1910 wurde der Leopoldina Railway gestat- tet, auf ihrer Nordlinie, also nach Petropolis, den elektrischen Betrieb einzuführen. Durch dieses De- kret fühlte sich Herr Andrade um 4000 Contos ge- schädigt, weshalb er die Klage anstrebte. Nun hat er aber seine Konzession bislang weder ausgeführt noch auch nur einen Schritt getan, um Vorbereitun- gen zu der Ausführung zu treffen. Er hat also einen Schaden gar nicht erlitten, und die ganze schöne Summe von 4000 Contos stellte den entgangenen Gewinn eines Unternehmens dar, das gar nicht exi- stiert! Im vorliegenden Falle kam der Richter aller- dings noch aus einem anderen Grunde zur Abwei- sung der Klage. Der Akt der Bundesregierung, der der Leopoldina die Einführung des elektrischen Be- triebes gestattete, konnte nämlich ein fremdes In- teresse gar nicht verletzen, da es sich um eine in- terne Betriebsänderung auf einer schon bestehen- den, und zwar längst vor der Konzession des Klä- gers bestehenden Bahn handelte, die in keiner Weise in die Rechte des Klägers eingreift, da sie die ihm zugewiesene Zone gar nicht berührt. Jedenfalls lehrt der Vorgang, daß bei der Erteilung von Konzessionen die größte Vorsicht am Platze ist. Nicht nur soll- ten sie nur solchen Personen oder Unternehmungen gewährt werden, die wirklich eine Sicherheit für die Ausführung bieten, sondern es müßte auch eine unverlängerbare, möglichst kurze Erfüllungsfrist ge- setzt und der Vorbehalt gemacht werden, daß vor Beginn der Ausführung die Bundesregierung in kei- ner Weise schadenersatzpflichtig wird.

— Auf Bitten der Angehörigen in Deutschland sucht das hiesige Kaiserlich Deutsche Generalkon- sulat Auskunft über den Verbleib des ungefähr 56 Jahre alten Joseph Rank aus Saaldorf bei Loben- stein und seines 19 Jahre alten Sohnes Kurt zu er- langen, die vor sieben Jahren nach Südamerika aus- gewandert sind.

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 3 50 Dtdz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpacca-Silber



Eigene Niederlager in Europa :

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stookholm, Wien.

Schutzmarken :

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpacca-Silber I für Alpacca Silber II für Alpacca

Aus den Bundesstaaten.

Vom 28. Juni

Minas. Zur Feier des 200 jährigen Bestehens der Stadt Ouro Preto werden vom 7. bis 9. Juli dort große Festlichkeiten vorbereitet.

Matto Grosso. Bei dem Kampfe gegen Bento Xavier gab es auf beiden Seiten viele Tote und Verwundete. Die Gefangenen Xaviers, denen es gelang, zu entfliehen, sagen, seine Niederlage sei dem Umstande zuzuschreiben, daß die Unterstützung durch bewaffnete Mannschaften seitens Pio Rufinos ausgeblieben sei. Xavier habe darauf dessen Gefangennahme als „Verräter“ angeordnet.

Vom 29. Juni

Rio Grande do Sul. Für die Amateurphotographen in den Staaten Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul wird eine photographische Ausstellung und Preiskonkurrenz geplant, veranstaltet vom Photo-Club „Helios“ in Gemeinschaft mit der Photo-Abteilung des „Club Excursionista e Sportiva“, beide in Porto Alegre. Die Ausstellung findet am 15. November in Porto Alegre statt und zerfällt in folgende drei Abteilungen: Landschaften; Portraits; Architektur, Interieur, Genre. Die Beteiligten dürfen die Photographie in keiner Weise gewerblich oder mit Absicht auf Gewinn betreiben. Die Bilder sind mit einem Kennwort zu versehen und müssen von einem verschlossenen Kuvert begleitet sein, welches außen das gleiche Motto trägt und eine Karte mit Namen und Adresse des Absenders

enthält. Preise kommen zur Verteilung: Grand Prix (Plaquette) für die beste Gesamtleistung. Eine goldene Medaille für jede Abteilung als 1. Preis. Eine silberne Medaille für jede Abteilung als 2. Preis. Für die Preisverteilung, welche in Händen von unparteiischen Sachverständigen liegt, sind lediglich die künstlerischen und technischen Qualitäten der Bilder maßgebend.

— Ein starkes Stück hat sich dem cachoeirensen „Rio Grande“ zufolge wieder einmal die „Viação Ferrea“ geleistet. Bei der Station Capão da Nossa Senhora sprang infolge eines Radaachsenbruchs ein Waggon eines nach Santa Maria fahrenden Zuges aus dem Gleis, wobei drei Güterwagen in die Brüche gingen. Von Cachoeira mußte der von Santa Cruz kommende Personenzug nach Capão da Nossa Senhora abfahren, um die Passagiere des verunglückten Zuges aufzunehmen. Der Zugführer des Hilfszuges besaß nun die Unverfrorenheit, den Fahrgästen des Hilfszuges für den Abstecher, der für diese nur einen Zeitverlust bedeutete, die Passage abzufordern!

— Herrn Pastor Dr. W. Rotermund in S. Leopoldo ist in Anerkennung seiner Verdienste um die Organisation der deutschen evangelischen Kirche in unserem Staate vom Deutschen Kaiser der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen worden

— Vor einiger Zeit hatte der Zollamtsinspektor Job in Porto Alegre dem Agenten der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft Herrn A. Krall, infolge eines Zwischenfalls, den er

mit ihm hatte, das Betreten der Zolllager verboten. Der Finanzminister hat dies Verbot aber nicht anerkannt, sondern wieder aufgehoben und den Schatzamtsdelegaten Dr. Vassio Brigido angewiesen, dies zur Kenntnis des Inspektors zu bringen. Herr Job hat daraufhin gleich 14 Tage Urlaub genommen.

— Laut Erlaß des deutschen Kaisers wurde am 1. Mai ds. J. der evangelischen Gemeinde Estrella, am 4. den Gemeinden Mundo Novo, Taquara, Rio da Ilha, Rolante und Entrepellado, sowie den Geistlichen Schlicper und Kaselitz der Anschluß an die preußische Landeskirche gewährt. — Die Gemeinde Doppelpikade, Teutonia, bisher von Pfarrer Beckmann bedient, hat nach dessen Rücktritt sich an Gemeinde Teutonia-Nord angeschlossen. Die Gemeinde in Geraldo-Pikade schloß sich an Corvo an. Durch diese Neuerungen runden sich die Gemeinden mehr ab. (N. D. Z.)

Parana. Der paulistaner Expreszug entgleiste gestern in der Nähe von Guajuvira, wobei indessen keine Personen zu Schaden kamen; auch der Materialschaden ist gering.

Vom 30. Juni

Matto Grosso. Zwischen den Regierungstruppen und den Rebellen Bento Xaviers hat am 23. d. M. wieder ein hitziges Gefecht stattgefunden, wobei letztere sich verzweifelt wehrten, aber trotz aller Anstrengungen völlig geschlagen und auseinandergetrieben wurden. Es gab 15 Tote und viele Verwundete. Die Ausständischen ließen außer mehreren Gefangenen ihre sämtlichen Pferde in den Händen der legalen Truppen.

Vom 3. Juli

Matto Grosso. Ein Telegramm aus Diamantina besagt, daß der Forschungsreisende Savage Lander vorgestern von dort nach Porto Velho aufgebrochen ist, um das Gebiet zwischen den Flüssen Jurema und Mamoré zu erforschen. Die Bevölkerung Diamantinas gab ihm vor seiner Abreise ein Bankett.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Der bekannte Millionär Pierpont Morgan, der den Brief Luthers an Karl V. für 102.000 Mark ersteigert hatte, ließ diesen in Kiel dem Kaiser Wilhelm als Geschenk überreichen. Er erhielt dafür den roten Adlerorden.

— Die Diskontgesellschaft beantragte bei der Börse die Annahme der 1. Hälfte der 5prozentigen chilenischen Anleihe von 50.000 Mark, welche in Deutschland gezeichnet war.

— In Casa Blanca, Marokko, ist zwischen der deutschen Firma Brandt und der französischen Militärverwaltung ein Konflikt über ein der Firma gehöriges und von der Militärverwaltung besetztes Terrain ausgebrochen. Der deutsche Konsul protestierte dagegen bei seinem französischen Kollegen, welcher die Sache als ein Mißverständnis erklärte und das streitige Terrain freigab.

— Gestern wurde unerwartet der preussische Landtag aufgelöst, was in allen politischen Kreisen große Sensation erregte.

— Der Expräsident von Mexiko, General Porfirio Diaz begibt sich zur Wiederherstellung seiner

Gesundheit heute nach Bad Nauheim.

— Die Hoffnung der Albanesen auf eine Intervention der Mächte, geht nicht in Erfüllung, da sowohl Deutschland als auch Oesterreich sich weigern, bei der Türkei zu ihren Gunsten zu vermitteln.

— Die Auflösung des preußischen Landtages ist erfolgt, weil in drei aufeinanderfolgenden Sitzungen wegen des Widerstandes des Zentrums über die Organisation der rheinischen Städte ein Beschluß nicht zustande kam.

— In den Sparkassen Preußens befinden sich gegenwärtig über 10 Billionen Mark. Die Einlagen haben sich seit 1875 verzehnfacht.

— Aus Hamburg verlautet, daß die deutschen und englischen Schiffahrtsgesellschaften das Uebereinkommen, welches die Passage- und Frachtpreise regelt, verlängern wollen. Zu diesem Zwecke soll eine Versammlung vereinbart worden sein.

— Am nächsten Mittwoch beginnen in Homburg die Automobilwettfahrten um den „Prinz Heinrich-Preis. Es sind 29 englische und über 40 deutsche Teilnehmer angemeldet. Prinz Heinrich und der Herzog von Counaught nehmen persönlich an der Fahrt teil.

— Der Königlich Sächsische Hof ist entschlossen, der Exkronprinzessin Luise, jetzigen Frau Toselli, ihre Pension zu entziehen, falls sie, wie sie es vorhat, ihre Memoiren veröffentlicht.

— Der Flieger Hirth, welcher mit einem Passagier die Strecke München-Berlin, 540 km, in 14½ Stunden zurücklegte, gewann den „Kathreinerpreis“ im Betrage von 50 000 Mark.

— Der Chef der in Kiel ankernden Amerikanischen Flottilie, welcher gestern den Hafen verließ, Admiral Badger, äußerte sich enthusiastisch über die Eindrücke, die er deutscherseits empfangen hat, wie auch die deutsche Presse die korrekte Haltung der amerikanischen Seeleute anerkennt.

— Bei einem Brande, der in einem Berliner Asyl ausgebrochen war, konnten mit Mühe die Insassen, 36 Frauen und Kinder, von der Feuerwehr gerettet werden. Eine alte Frau bekam dabei einen Herzschlag und verstarb.

— Der französische Spion Lux wurde gestern vom Reichsgericht in Leipzig zu 6 Jahren Festung verurteilt.

— Die Ausschiffung deutscher Seesoldaten zum Schutze der deutschen Untertanen wird von der Presse der gesamten Mächte kolossal kommentiert. Während in Deutschland und Spanien der Vorgang gutgeheißen wird, regt sich Frankreich, wie immer, auf. England verhält sich abwartend. Seitens Frankreichs wird eine Reklamation erwartet.

Oesterreich-Ungarn.

— Als Nachfolger des Ministerpräsidenten, Herrn Bienert, wird Baron von Gautsch genannt.

— An Bord des von New York eingetroffenen Dampfers „Oceania“ kam ein Cholerafall mit tödlichem Ausgang vor, weshalb das Schiff in Quarantäne kommt.

Italien.

— In Lograto brach gestern während der Vorstellung in einem Kinematographentheater Feuer aus, welches mit großer Geschwindigkeit um sich griff. Der Zuschauer bemächtigte sich eine Panik; sie strebten mit aller Gewalt den Ausgängen zu, wobei Frauen und Kinder zu Fall kamen und viele Personen verletzt wurden.

— Weil er wegen seines liederlichen Lebenswandels von seinem Vater gerügt worden war, beschloß ein übelbelenndetes Subjekt namens Lorenco Pepe in Torre del Greco, ihn aus dem Wege

zu schaffen. Seine Mutter half ihm bei der Ausführung seines scheußlichen Planes, indem sie mit ihrem Manne zu Bett ging und alsdann ihrem Sohne die Mitteilung machte, daß der Vater eingeschlafen sei. Dieser nahm ein scharfes Dolchmesser und stieß es ihm in den Hals. Es gelang der Polizei, den Mordbuben und seine Mutter festzunehmen. Das aufgeregte Volk wollte beide am anderen Tage lynchen, was jedoch seitens der Gefängniswache verhindert wurde.

— In Mailand machte gestern eine junge Studentin, Rosa Monteverdi, dadurch ihrem Leben ein schreckliches Ende, daß sie Schwefelsäure trank.

— Weil er im Verdacht der Mitschuld an dem Morde in der Banco Roma stand, wurde gestern der Straßenhändler Dante Roncali verhaftet. Auf dem Wege nach dem Gefängnis benutzte er die Unachtsamkeit seiner Wächter und nahm Gift zu sich, wodurch er sich der irdischen Gerechtigkeit entzog.

— Die Beisetzung der Prinzessin Clothilde erfolgt heute unter Beteiligung der königlichen Familie in denkbar bescheidenster Form. Die Verstorbene hat in ihrem Testamente ihre Diener, die Armen Menciaeris, sowie viele Wohltätigkeitsanstalten reichlich bedacht.

— Der erst 22 Jahre alte Journalist Sanchez Angelo aus Panama brachte sich in Rom gelegentlich eines Besuches bei einer befreundeten Familie plötzlich einen tiefen Rasiermesserschnitt bei. Das Motiv der Tat ist unbekannt.

— In Neapel erschossen sich gestern ein Student, Giuseppe Gian und dessen Braut, weil ihrer Verhehlung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstanden.

— Der Prozeß gegen die Camorristen ist immer noch nicht zu Ende.

— In vatikanischen Kreisen ist man über die Haltung der Christlichsozialen in Oesterreich-Ungarn höchst beunruhigt, weil sie sich geweigert haben, den päpstlichen Anordnungen Folge zu leisten. Man befürchtet eine Lostrennung von Rom und die Bildung einer unabhängigen Kirchengemeinschaft.

— Der Vertreter der Liga Panlista gegen die Tuberkulose, Herr Dr. Veiga, hatte gestern in Rom eine längere Besprechung mit dem Kommissionskomitee der Internationalen Hygiene-Ausstellung u. des Kongresses gegen die Tuberkulose, wobei er die Mitteilung machte, daß S. Paulo sich an beiden beteiligen werde.

— In Porto Mauricio bei Genua machte ein junges Mädchen, welches an einer schweren Krankheit litt, ihrem Leben dadurch ein Ende, daß es sich mittelst seiner „Echarpe“ aufhing.

— Bei dem Wiederaufbau Messinas stürzte gestern eine Mauer auf eine Gruppe von Arbeitern, wodurch einer derselben getötet und mehrere verwundet wurden.

— Bei Gelegenheit eines Aufstieges, den 4 Offiziere der Militärschule zu Udine in Aeroplanen machten, wurden 2 Apparate zerstört. Der neue Militärballon „2 Bis“ ging morgens von Genua nach Verona und kehrte nachmittags von da zurück. An der Fahrt hatten sich 6 Offiziere beteiligt.

— Wegen persönlicher Zwistigkeiten hatten gestern zwei Geschäftsteilhaber in Livorno einen ersten Konflikt in dessen Verlauf der eine, Apolloni, seinen Gegner Lancella mit 2 Schüssen niederstreckte.

— Die Erzkaiserin Eugenie machte der Stadt Ajaccio

auf Korsika das Geburtshaus Napoleons I. zum Geschenk.

— In Messina wurde gestern wieder ein heftiges Erdbeben, das von starkem unterirdischem Getöse begleitet war, verspürt. Die Bevölkerung ist geängstigt.

— Für die Wettfahrt der Motorboote zwischen Turin-Venedig-Rom haben mehr als 10 Nationen mit über 600 Schiffen ihre Teilnahme zugesagt.

— Gestern wurden in Bari zwei junge Leute festgenommen, welche sich nach Albanien begaben und als Freiwillige in den Reihen der Aufständigen kämpfen wollten.

— Der italienische Luftschiffer Piccoli erhob sich vorgestern in der Nähe Mailands. Er hielt sich 17 Stunden in der Höhe und kreuzte über den norditalienischen Alpenseen.

— In Toscanella gebar eine Frau einen Knaben mit einem Katzens Gesicht und langen Krallen.

Frankreich.

— Das neue Kabinet setzt sich, wie folgt, zusammen: Präsident und Minister des Innern: Joseph Caillaux, Justiz: Jean Cruppi, Aouberos; J. de Solves, Krieg: Ad. Messimy, Marine: Theophile Delcassé, Unterricht: Jules Steég, Finanzen: Lucien Klotz, Öffentlich Bauten: Victor Augagneur, Handel: Conyba, Ackerbau: Jules Pams, Kolonien: Albert Lebrun, Arbeit: René Renoult.

— In Chalons sur Marne rebellierten die Schüler der Kunst- und Gewerbeschule gegen ihre Lehrer und warfen eine Menge Fensterscheiben ein.

— Zur festlichen Begehung des hundertsten Geburtstages Liszts werden große Anstalten in Budapest gemacht.

— An Bord des in Quarantäne liegenden Dampfers „Oceania“ kam ein neuer Cholerafall vor.

— Die türkische Regierung hat beschlossen, mit allen Machtmitteln vorzugehen, um die Revolution in Abanien zu unterdrücken; trotzdem wird bekannt, daß die türkischen Truppen wieder eine empfindliche Niederlage erlitten haben.

— Aus Marokko wird gemeldet, daß die Scheiks die Hauptgegner des Sultans ihre Waffen streckten, da ihnen Straffreiheit zugesichert wurde.

— Das Programm des neuen Ministeriums enthält Bestimmungen, wonach Hauptaufgabe desselben die Regulierung des Beamtenstandes, besonders an den Bahnen, und die Befestigung der öffentlichen Sicherheit, sowie des sozialen Lebens, sei.

— Gestern wurde das vor einem Monat unterbrochene Duell zwischen den Herren Robert Bellenger und Pierre Delvade wieder aufgenommen, wobei dieser einen lebensgefährlichen Stich in die Brust bekam. Es kam keine Versöhnung zustande.

England.

Seitens der Lastkutscher und Dockarbeiter wird den streikenden Seeleuten große Sympathie entgegengebracht und es liegt die Vermutung nahe, daß sie sich den Ausständischen anschließen werden.

— Gestern fand im Parke des Königsschlusses ein großes Gartenfest statt, an dem sich der deutsche Kronprinz nebst Gemahlin, die Vertreter der ausländischen Mächte, sowie 6000 Eingeladene beteiligten. Das Fest nahm einen glänzenden Verlauf. Für heute ist der Besuch der landwirtschaftlichen Ausstellung in Norwich vorgesehen.

— Der Streik der Seeleute hat sich auf alle Häfen ausgedehnt; in Liverpool haben sich die Stauer und Dockarbeiter den Aufständischen angeschlossen.

— Die bisherige friedliche Haltung der streikenden Seeleute ist plötzlich in das Gegenteil umgewandelt. Es herrscht unter den Ausständischen große

Erregung, die sich in Ausschreitungen aller Art Luft macht. Aus mehreren Hafenorten, besonders aus Hull, wird gemeldet, daß Polizei und Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Aktion treten mußten. Der Streik nimmt überall größere Dimensionen an.

— Aus Kalkutta wird berichtet, daß der in Haft befindliche „Baron“ von König an Deutschland ausgeliefert werden soll.

— In der Londoner Paulskirche fand gestern ein großer Dankgottesdienst für die Königskrönung statt.

— Mit dem gestrigen Kinderfeste im Kristall-Palaste schloß die Reihe der Krönungsfestlichkeiten. Es wurden 100.000 Kinder mit Süßigkeiten und dergleichen bewirtet.

Rußland.

— In Sebastopol wurde gestern der erste „Dreadnought“ der russischen Flotte vom Stapel gelassen, wobei der Marineminister und viele andere hohe Persönlichkeiten zugegen waren. Das neue Schiff hat eine Länge von 180 und eine Breite von 26 Meter. In der Breite übertrifft es alle übrigen „Dreadnoughts“. Es hat einen Gehalt von 23.000 Tonnen und entwickelt eine Geschwindigkeit von 23 Knoten in der Stunde; seine Armierung besteht aus 12 zwölfzölligen Kanonen. In Bälde wird der Stapellauf von weiteren 3 gleichgroßen Panzern erfolgen. Den Bau derselben haben englische Ingenieure geleitet.

Schweden.

— In Stockholm kamen die Herren Padua Rezende und sein Sekretär Humboldt Fontainha an, welche Brasilien auf dem dort tagenden internationalen Kongreß für Milchverwertung und Kühlanlagen vertreten.

Spanien.

— Bei militärischen Uebungen der spanischen Truppen in Marokko explodierte in Larache vor mehreren Tagen eine Kanone, wobei 2 Artilleristen und mehrere Soldaten ihr Leben verloren.

— Bei Gelegenheit einer Prozession wurde gestern eine Bombe geworfen, welche explodierte und große Verwirrung zur Folge hatte. Sie richtete jedoch weiter keinen Schaden an. Der Täter konnte nicht ermittelt werden.

— Gestern fand in Barcelona ein Zusammenstoß radikaler und Parteigänger Jayme von Bourbon statt, wobei es zu einer großen Schießerei kam. Es wurden 3 Radikale verwundet.

Portugal.

— In Lanego wurden 21 Gebäude durch eine Feuersbrunst zerstört.

— In der Nähe von Limoeiro versuchten gestern Eisenbahnarbeiter den Zug, in welchem sich der Finanzminister José Reloas, befand, zur Entgleisung zu bringen. Die Täter wurden ermittelt und verhaftet.

— Die Reservisten der Jahrgänge 1907—1911 erhielten Befehl, sich innerhalb 48 Stunden bei ihren Truppenteilen zu stellen.

— Es wird das Gerücht von einem heftigen Kampfe zwischen Republikanern und Anhängern der Monarchie, der vorgestern in Porto stattgefunden haben soll, verbreitet. In diesem sollen 27 Republikaner gefallen und viele verwundet worden sein. Große Truppenbewegungen aber lassen auf ernste Vorgänge in nächster Zeit schließen.

Belgien.

— Bei der europäischen Luftwettfahrt wurden verschiedene Flieger „luftkrank“, als sie trotz Nebel und Wind ihre Flüge angetreten hatten. Sie mußten schnell wieder landen.

Türkei.

— Die türkischen Truppen begehen gegen die Albanesen Grausamkeiten jeder Art. Nicht genug, daß sie in der Umgegend von Skutari unzählige Häuser und Dörfer in Flammen aufgehen ließen, quälen sie die Gefangenen auf die scheußlichste Art. Neulich bekamen sie einen Aufständischen in ihre Gewalt, den sie vor den Augen seiner Frau krenzigten und steinigten. Die Aermste verlor ihren Verstand.

Serbien.

— Das Ministerium reichte beim Könige seine Demission ein.

Montenegro.

— Die Reklamation Montenegros auf Entschädigung von 120.000 Pfund Sterling für die Unterhaltung der auf montenegrinischem Gebiet befindlichen politischen Flüchtlinge wurde abschlägig beschieden. Rußland wurde um Vermittlung angegangen.

Vereinigte Staaten.

— Durch ein Eisenbahnunglück in der Nähe Chiegos erlitten 20 Passagiere schwere und ea. 100 leichte Verletzungen.

— An Bord des Panzerschiffes „Ohio“ brach Feuer aus. Die Offiziere, welche eine Explosion befürchteten, ließen den Munitionsraum unter Wasser setzen.

— In San Francisco wurde gestern ein heftiges Erdbeben verspürt, durch welches viele Gebäude beschädigt wurden.

Argentinien.

— Der argentinische Konsul in Rio teilte seiner Regierung mit, daß der Ackerbauminister Pedro de Toledo entschlossen ist, mit Argentinien in Gemeinschaft die Vertilgung der Heuschrecken energisch in die Wege zu leiten.

— Wie es scheint, hat die Traasche Koffergeschichte Schule gemacht, denn vor etwa einem Jahre wurde uns aus Italien ein ähnliches Verbrechen, begangen von einem nihilistischen russischen Studenten berichtet. Gestern nun brachte uns der Telegraph folgende Geschichte aus Argentinien zur Kenntnis. In der Villa Junior bei Rosario erschien am vorigen Donnerstag im Hause eines alten Bekannten, ein gewisser Isauro Casas, der einen großen und schweren Koffer mit sich führte. Der Hausherr nahm ihn freundlich auf und erwies sich in jeder Hinsicht gefällig. Ihm war aber der enorme Koffer ein Rätsel, und als sein Gast abends auf einen Ball ging, konnte er seiner Neugier nicht Herr werden und öffnete ihn. Anstatt Kleidung und Wäsche erblickte er aber den Leichnam einer weiblichen Person, der kunstgerecht eingepackt worden war. Von Entsetzen und Schauern getrieben, machte er sofort der Polizei Mitteilung, welche ihrerseits sofort Anstalten traf, den Verbrecher in ihre Gewalt zu bekommen. Schnell wurde das Ballhaus umstellt. (Isauro tanzte flott drauf los!) und wenige Augenblicke darauf hatte ein Polizeiagent den Verbrecher verhaftet. Dieser war aber weit entfernt davon, seine wertige Person leichten Kaufes zu opfern, denn, kurz entschlossen, stieß er seinen Gegner zur Seite und erreichte ungehindert, durch die Dunkelheit geschützt, das Freie, worauf er flüchtigen

Fußes auf Nimmerwiedersolien verschwand. Die im Koffer gefundene Leiche wurde als die einer Dirne, Namens Adriana Preboste, welche mit Isauro ein intimes Verhältnis unterhielt, rekonstruiert.

Chile.

— In Santiago beging der Gerent des Nordamerikanischen Stahlsyndikats, Herr Mac Donaught, Selbstmord.

— Der Wert der an der Südküste Chiles erlegten Walfische beträgt in diesem Jahre 53.000 Pfund Sterling.

Uruguay.

— In Montevideo traf gestern die italienische Bark „Esmeralda“, welche bei dem Zusammenstoß mit dem spanischen Dampfer „Cadiz“ schwere Havarien erlitten hatte, ein. Man hatte bereits das Schiff für verloren gehalten.

— Der bekannte Hochstapler „Prinz Bourbon“, welcher seine Opfer in der besseren Gesellschaft auserkor, hat es fertig gebracht, sogar dem Polizeikommissar von Montevideo seine goldene Uhr zu stiebitzen. Dieser hat außer dem Schaden noch den Spott, denn das Volk macht sich über ihn lustig. Der Spitzbube aber hat sich bis heute noch nicht abfassen lassen und lacht sich ins Fäustchen.

— Zum Andenken an den hundertsten Geburtstag Sarmientos werden an die Kinder der öffentlichen Schulen Montevideos 2000 Medaillen verteilt, welche die argentinische Regierung zum Geschenk gemacht hatte.

Paraguay.

— Die politische Lage wird äußerst ungemütlich. Auf Betreiben der Regierung wurden die Senatoren Soler und Campos, sowie die Deputierten Julio Zarreta, Antonio Linilara, Cleto Sanchez und Soza Gascha ins Gefängnis gebracht. Zwölf Mitglieder des Kongresses befürchten ein gleiches Schicksal und haben sich in die verschiedenen Gesandtschaften geflüchtet. „General“ Jara „macht sich.“

— Wie man erfährt, arbeitet der Präsident Jara fleißig an den Vorbereitungen zu seiner Wiederwahl.

Humoristisches

Kunstverständnis. Mancher, der sich zu musikalischen Veranstaltungen schleppen lassen muß, denen er keinen Reiz abgewinnen kann, wird das folgende mit Verständnis lesen. „Was veranlaßte Sie denn, in die Hände zu klatschen, als die Dame in der Straßenbahn Ihnen auf den Fuß trat?“ — „Ich war eingeduselt,“ war die Entgegnung. „Ich dachte, ich säße mit meiner Mutter und Schwester im Konzert, und eine von ihnen gäbe mir das Zeichen, daß es Zeit sei, zu applaudieren.“

Ausnahme. „Man sagt, Herr Professor, Sie beherrschen alle fremden Zungen.“ — „Nur zwei nicht, meine Gnädigste — die meiner Frau und meiner Schwiegermutter.“

Erster Gedanke. Emma (im Monat Mai mit einer Freundin spazieren gehend): „Liebst du auch den Mai?“ — Anna: „Nein, ich liebe einen gewissen Meier.“

Ein Zeitwort. „Die Frau Rat führt jetzt gar ihre drei Nichten auf einmal in Gesellschaft ein!“ — „Offenbar hat sie die Absicht, den ganzen Junggesellenstand zu ver — nichten!“

Aus der Feder des Arztes

Dr. méd. F. Dumstrey erschien, als Ratgeber für jede Familie, das hervorragendste Werk:

Die

Körperpflege des Kulturmenschen

ingesunden u. kranken Tagen.

Arztliche Ratschläge von

Dr. med. F. Dumstrey, prakt. Arzt.

Aus dem Inhalt: I. Krankheiten des Blutes und des Herzens: Verkalkung der Arterien. — Hämorrhoiden. — Herzfehler und Ausgleichung derselben. — Herzkrankheiten. — Nervöse Herzleiden. — Wie heilt und verhütet man die Arteriosklerose? — Bleichsucht und Blutarmut. — II. Die Hautpflege des Kulturmenschen. — Beziehungen zwischen Hautkrankheiten, Wasser und Seife. — Hautatmung. — Luftbäder täglich nackt im Schlafzimmer. — Bakterien als Schädlinge. — Maßnahmen gegen Krankheiten der Haut. — Wie bekämpft man den Schweißfuß? — III. Gesunder Magen! Gesunder Darm! Der Magensaft. — Die Leber als Schutzorgan. — Gärungsprozesse im Darm. — Bakterien im Darm. — Ernährungskrankheiten: Neurasthenie, Gicht, Herzfehler, Zuckerkrankheit, Rheumatismus. — Speisezettel für Magenranke. — Der gesunde und der ungesunde Stoffwechsel. — Mittel gegen Verstopfung. — IV. Das Geschlechtsleben des Kulturmenschen: Grundlage der Fortpflanzung. — Einfluß der Krankheiten auf die Ehe. — Der Beginn der Geschlechtsreife. — Menstruation und Ovulation des Frauenkörpers. — Die menschlichen Keimdrüsen. — Ehen zwischen Blutsverwandten. — Die körperlichen Anforderungen in der Ehe. — Häufige Schwangerschaften und ihre Folgen. — Rassen und Rassenmischung. — Spülungen der Frau. — Getrennte Schlafzimmer. Neurasthenische Schwäche und ihre Heilung. — Der Typus des Normalmenschen. Der Körper des Mannes. — Der Körper der Frau. — Die normale Schwangerschaft. — Die Entbindung. — Abhärtung des Kindes. — V. Gesunder Schlaf! Gesunde Nerven! Die Ermüdungsstoffe. — Hilfsmittel zur Anregung des Schlafes. — Hilfsmittel zur Beschleunigung des Einschlafens. — Nervenstärkende Tropfen. — Nervosität und ihre Bekämpfung. — VI. Das Haar und seine Erhaltung: Die Haarwurzel. — Die Haarzwiebel. — Der Haarboden. — Das Haar fett. — Das Eindringen von Luft in die Haare. — Das Ausfallen der Haare. — Die Haarpflege. — Kopfwaschungen und Einfetten. — Schlawe Kopfhaut. — Trockenheit der Haare. — Haarschwund. — Schinnen. — Teerseifen und Schwefelpomade. — Das Ergrauen und Färben der Haare. — Die schmerzlose Entfernung lästiger Haare (Frauenbart). — VII. Die Pflege der Zähne und des Mundes: Die Abnutzung der Kauflächen. — Die Karies der Zähne. — Fäulnisbakterien. — Die Wurzelhautentzündung. — usw. usw.

Aus den glänzenden Besprechungen u. Urteilen in Presse:

„Das Buch will nach seiner Anlage als ein freier Freund u. Ratgeber in jeder Familie angesehen sein.“

„Wir empfehlen dieses vortreffliche Buch allen, denen die Gesundheit das höchste Gut ist.“

Das glänzend geschriebene Buch des bekannten Arztes kostet Mk. 2.80, gebunden Mk. 4 —. Porto und Verpackung Mk. 0.60. Helios-Verlag, Leipzig 600, Funkenburgstrasse 9.



Vermischte Nachrichten.

König Georgs Thronsessel. Wenn man sich die Thronbesteigung König Georgs im eigentlichen Sinne vorstellt, welchen Thron hat er denn bestiegen? Hierbei kommt der Thron in Frage, der nur einmal im Leben jedes englischen Königs eine Rolle spielt, der Königsthron in der Westminsterabtei, der alte, eichene, wurmstichtige Thronsessel mit den Löwenfüßen, unter dem der sogenannte „Schicksalsstein“ liegt, auf dem alle englischen Herrscher seit Eduard 2. gekrönt worden sind. Dieser Thron ist also der englische Königsthron. König Georg hat aber, worüber eine englische Wochenschrift in einer hübschen Plauderei verbreitet, eine ganze Reihe von Thronen. Im Schlosse Windsor ist z. B. einer, aber dieser wird am seltensten benutzt. Häufiger benutzt wird der Thron im Buckingham-Palast, wo häufiger Zeremonien stattfinden, bei denen er in Wirksamkeit tritt. Wenn in den Londoner Blättern in den Parlamentsberichten vom Oberhause die Rede ist und es heißt, der und der Lord habe an den Stufen des Thrones geredet, so ist dies durchaus wörtlich aufzufassen, denn im Oberhause steht natürlich auch der Thron, der, von dem der König seine Thronrede bei der Eröffnung des Parlaments verliest. Der Westminster-Palast des Parlaments enthält noch einen zweiten Thron im Garderobenzimmer des Königs, wo der König sich aufhält, ehe er amtlich im Parlamente erscheint. Dieser Thron soll ein ziemlich bequemes Sitzmöbel sein, was von dem Krönungsthron in der Westminsterabtei durchaus nicht gilt. Wenn die Vertreter des Auslandes in London sich dem englischen Throne nähern, so ist der Thron im St. James-Palaste gemeint, der für alle anderen Völker der englische Thron ist. Dieser Thronsessel, der auch seinem Zwecke angepaßt und daher bequem ist, ist äußerlich sehr hübsch ausgestattet und hat seinen Platz unter einem prächtigen Baldachin. Der oben angeführte Königsthron im Windsor unterscheidet sich von allen übrigen Thronen König Georgs, denn er ist ein echt orientalisches Thron, dessen sich selbst König Saloma nicht hätte zu schämen brauchen. Er ist vollständig aus Elfenbein gearbeitet und ist das Geschenk eines indischen Fürsten.

Das deutsche Element in den Ver. Staaten. Ueber die Anteilnahme der Deutschen an der Kulturentwicklung Amerikas sind schon viele Bücher geschrieben worden, doch das beste von allen, das diesen Gegenstand am Ausführlichsten und Umfassendsten beleuchtet, ist das preisgekrönte Werk „The German Element in the United States“ von Dr. Albert Bernhard Faust. Zehn Jahre lang hat der Verfasser an dem Sammeln des Materials und den Vorbereitungen zu seinem großen Werke gearbeitet, und die fertige Arbeit brachte ihm den von Frau Konrad Seipp in Chicago ausgesetzten Preis von \$3000 für die beste Arbeit auf diesem Gebiete ein. Das Werk besteht aus zwei Bänden von je über 600 Seiten und ist in elegantem, fließendem, leicht verständlichen Stile geschrieben, der seine Lektüre zu einem wahren Vergnügen macht. Die in einem amerikanischen Verlag erschienene Urausgabe kostet acht Dollars, ein dem allgemeinen Publikum unerschwinglicher Preis. Um es aber diesem dennoch zugänglich zu machen, veröffentlicht die „Vereck Publishing Co.“ 134 West 29. Straße, New York City, soeben eine Volksausgabe zu einem Preise, der es jedem Buchliebhaber gestattet, das Werk seiner Bibliothek einzuverleihen. Dasselbe kostet, zusammen mit einem Jahresabonnement auf die „Rundschau zweier Welten“, nur \$3.70. Diese Spezialausgabe erscheint in gutem und geschmackvollem Einband, sodaß sie jeder Bücherei zur Zierde gereicht. Dr. Faust's Buch, ein bemerkenswertes historisches Forschungswerk, ist für jeden die Geschichte Amerikas Studierenden von unschätzbarem Werte, hat aber ein ganz be-

sonderes Interesse für den Amerikaner deutscher Abstammung. Der erste Band behandelt die Geschichte der Deutschen in Amerika von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Prof. Faust fängt mit einer Beschreibung der deutschen Kosmographen — der ersten Deutschen, die im elften Jahrhundert mit Leif Ericson nach Amerika kamen — an, führt uns durch die Gründung Germantowns und die Epoche der deutschen Einwanderung nach New York, Pennsylvanien, New Jersey, Virginien und Süd-Carolina zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zu der wichtigen Rolle, die die Deutschen in der Revolution, und der noch wichtigeren die sie im Vorrücken der westlichen Grenze spielten — „The Winning of the West“ — spricht dann weiter über die Deutschen im Kriege von 1812, im Krieg mit Mexiko, im Bürger- und spanischen Krieg und schließt mit der deutschen Einwanderung im neunzehnten Jahrhundert. Der zweite Band handelt in erster Linie von den Einflüssen des deutschen Elementes in Amerika und beginnt mit einer Abschätzung der Anzahl der in Amerika ansässigen Personen deutscher Abstammung. Diese ist bedeutend größer, als man gemeinhin annimmt. Prof. Faust beleuchtet dann nacheinander die verschiedenen Einflüsse der deutschen Rasse auf die Zivilisierung des Landes, auf die Landwirtschaft, die Industrie und die politische, erzieherische, soziale und kulturelle Entwicklung. Ein äußerst interessanter Abschnitt ist den großen Werken hervorragender Deutschamerikaner in Amerikas Politik, Handel, Kunst und Wissenschaft gewidmet.

Der Zug der Erfindungen. Die Jahresberichte, die von den Patentämtern großer Staaten veröffentlicht werden, sind sehr lehrreich, weil sie nicht nur einen Einblick in den Grad und die Richtung der Erfindertätigkeit, sondern auch Aufschluß über den Anteil der einzelnen Länder und ihre Beziehungen gewähren. Eine sehr interessante Urkunde ist auch diesmal der Bericht, den der Generaldirektor für das Patentwesen in England jetzt als ein Blaubuch für das Jahr 1910 herausgegeben hat. Danach wurden im ganzen 30 388 Bewerbungen erledigt, etwas weniger als im Vorjahr, aber bedeutend mehr als in den früheren Jahren. Die Teilnahme weiblicher Erfinder ist stetig gestiegen und betrug im vorigen Jahre 671, also noch wenig mehr als den fünfzigsten Teil. Rund 1500 Patente wurden vom Ausland angemeldet, und zwar 728 aus den Vereinigten Staaten und 431 aus Deutschland, wogegen die anderen Staaten weit zurücktraten. Musterschutz wurde außerdem 30 872 mal gewährt; dazu kamen 10 623 Schutzmarken für den Handel. Außer diesen kahlen Ziffern verbreitet sich der Bericht über die Gebiete, denen sich der Erfindergeist jetzt hauptsächlich zugewandt hat. Am allerschärfsten tritt die Beschäftigung mit Fortbewegungsmitteln hervor und ganz vornehmlich mit dem Kunstflug. Daß dieser aber doch nicht die Aufmerksamkeit zu ausschließlich fesselt, geht aus dem merkwürdigen Umstand hervor, daß niemals zuvor so viele Patentanmeldungen für Räder und Gefährten irgendwelcher Art zu verzeichnen gewesen sind. Kraftfahrzeuge sind daran selbstverständlich in hervorragendem Grade beteiligt. Insbesondere ergibt sich, daß die Kraftfahräder noch eine erhebliche Entwicklung vor sich haben. Beachtenswert sind die Verbesserungen zur Erleichterung des Einfahrens und zur Einstellung verschiedener Geschwindigkeiten. Eine Aufgabe, deren Erfüllung gewiß allseitige Genugtuung hervorgerufen würde, nämlich die Vermeidung des seitlichen Aufspritzens von Schmutz unter dem Druck der Räder, hat den Anlaß für zahlreiche Patentanmeldungen gegeben. Die Luftschiffahrt in weitestem Umfang des Begriffs hat trotz ihrer überwiegenden Rolle im letzten Jahre die Erfinder doch nicht ganz so stark beschäftigt, wie im Vorjahr. Die auf sie bezüglichen Patente zeigen, daß man jetzt in sehr verständiger und ruhiger Weise an der Vervollkommnung der Flugmaschinen

im einzelnen arbeitet. Die Fragen der Gleichgewichtserhaltung, der Lenkbarkeit und der Sicherungsmittel beim Landen stehen im Brennpunkt des Nachdenkens und des Experimentierens. Eine große Zukunft besitzt vielleicht auch das Streben, die sogenannten Maschinen mit innerer Verbrennung für Flugmaschinen nutzbar zu machen. Ein besonderes Feld ist ferner die Verwendung von Flugmaschinen für Kriegszwecke und, was damit natürlich Hand in Hand geht, die Mittel zu ihrer Abwehr. Eine ganze Reihe von Erfindungen will eigene Geschütze und Geschosse zur Zerstörung von Aeroplanen liefern. Unter den älteren Industrien beschäftigt, wie es sich für England schickt, die Weberei das Gehirn der Erfinder am meisten. Die Neuheiten bestehen hauptsächlich in der Beschaffung von eigenen Maschinen und Verfahren zur Zurichtung von Pflanzenfasern, die bisher nicht oder wenig für die Weberei verwandt worden sind. Im Telephonwesen zeigt sich ebenso wie in Deutschland das große Interesse an Vorrichtungen zu einer ganz oder halb selbsttätigen Vermittlung der Gespräche. Das englische Patentamt spricht die Zuversicht aus, daß die Zeit jetzt gekommen sei, solch Mittel in größerem Maßstabe anzuwenden. Wie stark der Einfluß der einzelnen Länder auf einander ist, wird durch den Umstand bewiesen, daß die Erhöhung der Zündholzsteuer in Deutschland auch in England gewirkt hat, indem beim dortigen Patentamt besonders viele Erfindungen für Kunstfeuerzeuge eingesandt wurden. Eine Ueberraschung werden demnächst auch von England her die Tabakraucher erfahren, soweit sie der in England ja viel mehr verbreiteten Sitte des Pfeifenrauchers huldigen. Zahlreiche Erfindungen sind auf die Herstellung von Pfeifentabak in der Form von Patronen gerichtet, die einfach in den Kopf eingesetzt werden und so das lästige Stopfen der Pfeife überflüssig machen. Die schweren Grubenkatastrophen der letzten Jahre haben zu vielen Vorschlägen zwecks Verbesserungen der Grubenlampen geführt, an denen jeder Bergmann die Gefahr von Gasexplosionen soll erkennen können. Von großen Fragen, die auch in Deutschland den Erfindergeist in starker Aufregung erhalten haben, sind die künstliche Herstellung von Kautschuk und der Gebrauch ultravioletter Strahlen zur Sterilisierung des Wassers und zum Reifen der Weine zu erwähnen. Uebrigens wird das englische Patentamt bald sein altes Heim verlassen. Der jetzt beschlossene Neubau wird nach dem Voranschlag mehr als 31½ Millionen Mark kosten.

Ein erfolgreicher Zufall. Der große Kristallograph des vorigen Jahrhunderts, der Franzose Hauy, begann seine Laufbahn als armer Chorknabe in einer der Vorstadtkirchen von Paris. Schon früh erweckte Hauy Aufmerksamkeit und Teilnahme. Durch Mönche erhielt er in alten Sprachen einigen Unterricht und brachte es auch in der Musik ziemlich weit. Er wurde Lehrer in einer unteren Schule. Bis dahin blieb das Reich der Natur ihm fremd; nun machte sich Hauy mit den Grundzügen der Pflanzenkunde vertraut. Bei seiner guten Auffassungskraft schritt er schnell weiter, so daß er botanische Vorträge mit Nutzen besuchen konnte. Der Zufall führte Hauy in den mineralogischen Hörsaal von Daubenton. Kurze Zeit nachher entfiel, beim Beschauen einer Stufensammlung, eine größere Masse Doppelspat seiner Hand. Für den Augenblick empfand er Bestürzung und Verlegenheit. Aber beim Aufnehmen zeigten ihm, was gegen jede Erwartung war, sämtliche Bruchstücke, keines ausgenommen, auch das kleinste nicht, gleiche Gestalt mit jener, die der größeren Masse in ihrer Glanzheit eigen gewesen war; alle stellten redelrechte Figuren dar, genau von der nämlichen Form. Groß und gerecht war Hauys Freude über seine Entdeckung; zugleich entstand in ihm der Keim zu seiner berühmt gewordenen Kristallehre, die in ihren Grundzügen noch heute gilt.

Der schlaue Bursche. Mein Bursche, ein biederer

Pole, hat einen geradezu unergründlichen Magen, besonders was Getränke anbelangt. Ich habe bei ihm schon Leistungen gesehen, daß mir die Haare zu Berge standen. Kürzlich hatte ich in meiner Wohnung zwei Kameraden zu einer Bowle eingeladen. Die Menge war ziemlich reichlich bemessen, und meine Gäste bezweifelten, ob wir alles würden vertilgen können. Ich entgegnete, es würde schon gehen, wir wären ja unserer drei. Mein Bursche tränke die ganze Sache allein aus. Widerspruch von meinen Gästen. Der Bursche wurde gerufen und gefragt, ob er sich diese Leistung zutraue. „Bitte ich Herr Leutnant erst noch zu gehen auf Stube.“ — „Gut, gehe erst noch auf deine Stube und überlege dir die Sache. Dann komm' und sage Bescheid.“ Nach 5 Minuten erscheint er wieder, erklärt sich bereit und trinkt tatsächlich den ganzen, etwa fünf Liter enthaltenen Krug aus. Jetzt fragen wir ihn aber, warum er erst noch einmal fortgegangen wäre und nicht gleich ja gesagt hätte. „Hob ich auf der Stube erst mit Wosser probiert.“

Belohnte Gefälligkeit. Kaiser Napoleon I. liebte es, wie der berühmte Harun al Raschid in unauffälliger Kleidung durch die Straßen seiner Hauptstadt zu wandern und Stimmung des Volkes zu erforschen. Eines Tages war er mit General Duroc während eines solchen Rundganges in einem Kaffeehause eingekehrt und hatte mit ihm das Frühstück eingenommen; da bemerkten sie, daß sie kein Geld bei sich trugen. Was tun? Als dann Duroc sich an die Wirtin wandte und die ältliche Dame bat, sich mit der Bezahlung zu gedulden, stieß er auf hartnäckigen Widerstand und mußte anhören, wie sie über alle Zehpreller und Schwindler schimpfte. Schließlich drohte sie die Polizei herbeizuholen. Napoleon und Duroc waren in einer gelinden Verzweiflung. Um vierzehn Franken — soviel betrug die Rechnung für ihr Frühstück — sollten sie ihr Inkognito aufgeben? Da mischte sich noch im letzten Augenblick der Kellner drein. „Meiner Treu,“ sagte er, „die beiden Herren sehen gar nicht so übel aus; sie machen den Eindruck, wie wenn sie ehrliche Leute wären. Ich will daher für sie die vierzehn Franken erlegen.“ Er bezahlte also die Rechnung. Eine Stunde später erschien Duroc wieder und fragte zum großen Erstaunen der Wirtin und all der anderen Kellner die erstere: „Wieviel kostet Ihr Kaffeehaus?“ — „Jedenfalls mehr als vierzehn Franken,“ war die spitze Antwort. — „Nennen Sie mir ruhig die ganze Summe!“ — „Nun denn, dreißigtausend Franken und nicht einen Sou weniger.“ — „Hier sind sie,“ sagte Duroc, indem er das Geld auf den Tisch zählte. „Im Auftrage meines Begleiters schenke ich das Kaffeehaus Ihrem Kellner, zum Dank dafür, daß er soviel Zutrauen zu uns hatte.“ — „Und Ihr Begleiter war“ — „Der Kaiser!“

Ein Einschläferungsapparat. Aus London wird geschrieben: Ein Mittel gegen die Schlaflosigkeit soll, wie behauptet wird, gefunden worden sein, und zwar ist es nicht einer der alten Quacksalbereien, sondern ein Apparat, der kürzlich unter dem Namen „Spectaskop“ patentiert worden ist. Der Erfinder des Instruments ist Haydn Jones aus „The Bishames“ in Caterham. Der Apparat selbst hat das Aussehen eines Paares großer Augen, die aus flachen oder konkaven schwarzen Scheiben bestehen. Auf diesen Scheiben sind zwei weiße Punkte so angebracht, daß sie mit der Lage der Augen korrespondieren. Alles, was der Patient zu tun hat, ist, sich ins Bett oder in einen Stuhl zu legen und auf die beiden Flecke der Scheiben zu starren, die natürlich ineinander übergehen. Das Gesichtsfeld ist jetzt konzentriert. Eine angenehme Schläfrigkeit überfällt den Patienten allmählich, der nach einigen Minuten vollständig vom Schlafe übermannt werden soll. Das „Spectaskop“ kann sowohl in einem hel-

len wie auch in einem durch ein Nachtlicht erleuchteten Raum zur Verwendung kommen. Ein zweiter Apparat, das „Monoskop“, ist für die hergestellt, die ohne Licht zu schlafen wünschen. Dieser Apparat wird über dem Bette so angebracht, daß die Augen gezwungen sind, nach oben zu blicken, wodurch der Schlaf herbeigezwungen wird.

Samoaanische Namen. Alle Samoa besuchenden Reisenden verwundern sich gewiß sofort darüber, daß so viele Knaben hier Mädchennamen, und so viele Mädchen Männernamen führen. Der Fremde überzeugt sich aber bald, daß dieser auffällige Namensaustausch nicht auf Unwissenheit od. Gedankenlosigkeit beruht, sondern die Folge einer landesüblichen, wirklich poetischen Gewohnheit ist. Wird ein Mädchen nämlich nach dem Tode eines Bruders geboren, so glaubt man, daß sein Geist und alle seine guten Eigenschaften auf sie übergegangen seien. Ebenso erhält ein Knabe nach dem Ableben einer Schwester deren Namen, und die Samoaner sind dann davon überzeugt, daß er damit allen Liebreiz und alle sonstigen guten Eigenschaften der Verstorbenen erbe.

Wird König Georg die Bürgermeisterin küssen? Das ist die schicksalsschwere Etikettenfrage, über die sich, wie der „Cri de Paris“ versichert, die vornehme Welt Londons jetzt den Kopf zerbricht. Einige Tage nach der großen Krönungsfeier wird nämlich Georg V. in feierlichem Aufzuge zum Rathaus kommen, um beim Lord Mayor zu frühstücken, der ihm dann die „Lady Mayoreß“ vorstellen wird. Der erste Beamte der Stadt wird seine Insignien tragen, und seine Gattin wird mit der Krone auf dem Haupte erscheinen. Es ist ein Brauch seit den Zeiten der Königin Anna, daß die Gattin des Lord Mayors das Recht auf einen Kuß vom König erhält. Die Sitte wurde auch treulich geübt, bis Georg I. durch eine böse Vergeßlichkeit die Tradition durchbrach. Als dieser König nämlich zur Guildhall kam und die Frau Bürgermeisterin von damals ihm die Wange darbot, folgte er der freundlichen Einladung nicht, und die Lady Mayoreß war durch diese Zurückhaltung so beleidigt, daß sie dem Herrscher brüsk die Schulter zuwandte, hinauseilte und die Tür hinter sich zuschlug. Gewiß wird nun, so nimmt die Londoner Gesellschaft an, Georg V. an diesen Mißgriff seines Vorfahren denken und nicht auch so schweren Zorn auf sich laden. Aber wird er die Wange, die Stirn oder den Mund der Bürgermeisterin küssen? Das sind Nüancen, über die die Damen eifrig diskutieren. Nur eins ist sicher, fügt der „Cri de Paris“ beruhigend hinzu, daß die Königin keinen Grund hat, sich über diesen Kuß Gedanken zu machen, denn die Lady Mayoreß ist bereits Großmutter...

Die Musik und der Tiger. Der Holländer ist ein schlechterer Jäger als der Brite, und folglich nehmen in Niederländisch-Indien, in dem ganz kultivierten Java und Sumatra die Tiger nicht ab, während sie in Britisch-Indien und Bengalen nach dem Pamirgebiet vertrieben sind. — Für den Kraton des Fürsten von Soerakarta auf Java aber werden alljährlich voll ausgewachsene Tiger eingefangen und zu diesem Zwecke große Löcher gegraben, in die man lebendige, blutige Schafe tut. Um den Tiger aus Dickicht nach dem Kampong und in sein Verderben zu locken, spielt der Javane, besonders in Bantam, auf dem Gambelong, dem Nationalinstrument. Instinktiv folgt die Riesenkatze den melancholischen

Tönen, denn sie weiß, daß sie und ihre Ahnen schon manchen in Träumen versunkenen, spielenden Kamponger mitten aus der lagernden Gruppe heraus gepackt und in das Dickicht getragen hat, um ihn dort in Ruhe zu verspeisen. Dieses Mal aber sind die am Gabelong auf ihrer Hut; der heranschleichende Katji, „der Feind der Menschheit“, durch die Töne angelockt, raubt keinen Kamponger, sondern tappt in sein Verderben, in das große, mit riesigen Manga- und Gummiblättern bedeckte Loch. Da würgt er die Schafe ab, um dann in einem von oben herabgelassenen Bambuskäfig, der biegt, aber nicht bricht, gefangen und im Triumph nach dem Kraton des Soesvehoevan von Soerakarta transportiert zu werden. „Der Gambelong“, sagt der Javane, „ist eine Waffe gegen den Katji.“

Die Nationalgalerie und Böcklins „Tritonenfamilie“. Die Verwaltung der Berliner Nationalgalerie befindet sich, wie wir in der „Magdeburgischen Zeitung“ lesen, augenblicklich in Verlegenheit. Um den Ankauf des berühmten Böcklin'schen Gemäldes „Tritonenfamilie“ zu ermöglichen, wird der Haushaltsetat für die nächste Zeit sehr eingeschränkt werden müssen. Als Kaufpreis werden von dem jetzigen Besitzer 225.000 Mark verlangt. Die Galerie wird alle Hebel in Bewegung setzen, um das Bild für sich zu retten. Die Vorgeschichte des Bildes ist von lehrreichem Interesse. Sie zeigt auch, wie sehr Kunstwerke in ihrem Wert steigen können und wie kurzsichtig öfters Museumsverwaltungen sind. Böcklin schuf seinerzeit das Bild auf Veranlassung der Nationalgalerie, nachdem des Meisters Kunst anfang, anerkannt zu werden. Es war im Voraus ein Honorar von 5000 Talern vereinbart worden. Aber schließlich gefiel das Werk nicht, der Kauf wurde abgelehnt, und Böcklin mußte das Bild bei einem Freunde verpfänden, da er Geld brauchte. Der Freund lieh ihm 5000 Taler, behielt aber schließlich mit Böcklins Einverständnis das Bild, weil dieser das Geld nicht zurückerstatten konnte. Nun kam das Gemälde in den Handel. Vor zehn Jahren bot man es wieder der Nationalgalerie an; der Kauf wurde jedoch abermals abgelehnt, diesmal weil jetzt 75.000 Mark dafür gefordert wurden, was der Galerie zu hoch war. Jetzt will sie gern fast eine Viertelmillion zahlen für das Bild, das sie vor dreißig Jahren für 5000 Taler hätte haben können.

Der größte Baum der Welt. Allgemein wird angenommen, daß die größten Bäume der Welt im Yosemite-Tal in Californien wachsen. Dies entspricht nun allerdings nicht den Tatsachen. Die Bäume in Californien sind die von größtem Umfang, aber die höchsten Bäume stehen in Australien, und dies sind die Eucalyptus-Bäume. Diese Bäume besitzen viele hervorragende Eigenschaften, ihr Holz ist von großer Dauer und Stärke. Australien hat ungefähr 400 verschiedene Abarten dieser Baumgattung, die mehr unter dem Namen Gummibaum bekannt ist. Die größten Bäume werden in Victoria, Südaustralien, gefunden, und unter diesen ist einer mit einem starken weißen Stamm, schlank und hart wie eine Marmorsäule, der bis zu einer Höhe von ungefähr 100 Fuß vom Erdboden keine Zweige aufzuweisen hat. Ein ganzer Wald von diesen schlanken Bäumen bietet einen prächtigen Anblick. Die Durchschnittshöhe der Gummibäume beträgt etwas weniger als 100 Meter, in dem südwestlichen Teil von Victoria jedoch, in dem sogenannten Gipsland, stehen die höchsten Vertreter dieser Gattung. In diesem Distrikt ist eine

Norddeutscher Lloyd, Bremen

Regelmässiger, vierzehntägiger Dienst von Bremen via Antwerpen, Vigo und portugiesische Häfen nach Brasilien (Pernambuco, Maceió, Bahia, Rio, Santos und São Francisco do Sul und umgekehrt) vermittelt der Postdampfer „ERLANGEN“, „WUERZBURG“, „CREFELD“, „HALLE“, „BONN“, „AACHEN“ usw.

— Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck. —

Fahrpreis nach Europa pro volle Passage: Kajüte 450 Mark ab Santos. Rio, Bahia usw. III. Klasse nach Bremen, Rotterdam, Antwerpen ab Santos Rs. 430\$500. (Preise verstehen sich exklusive 5 Prozent Steuer). — Von Europa Mark 480 in III. Klasse; wenn die Passage in einem Hafen Brasiliens gekauft wird 444\$000.

Ferner regelmässiger Dienst von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires vermittelt der Postdampfer „EISENACH“, „COBURG“, „GOTHA“, „DARMSTADT“, „GIESSEN“, usw. Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck.

Nähere Auskunft über Passagen, Abfahrten usw. erteilen die Agenten:

Zerrenner, Bülow & Co., S. Paulo und Santos
Herm. Stoltz & Co., Rio de Janeiro.
Carl Hoepcke & Co., São Francisco do Sul.
Asseburg & Co., Itajahy.

Behrmann & Co., Bahia.
Neesen & Co., Pernambuco.
Herm. Stoltz & Co., Maceió.

große Anzahl vorhanden, die 300 Fuß messen, während Bäume von 400 Fuß keine Seltenheit sind und solche über 400 Fuß hier und da vorkommen. Baron Müller, der frühere Regierungsbotaniker von Victoria behauptet, daß die Gummibäume eine Höhe von nahezu 500 Fuß erreichen können. Der größte Baum jedoch war 480 Fuß hoch.

Die Blume der Königin. Königin Elisabeth der Belgier, die sich sehr angelegentlich mit den Wohlfahrtseinrichtungen zugunsten der Armen und Enterbten der Gesellschaft beschäftigt, hat ein sehr kluges Mittel ausfindig gemacht, um den von ihr ins Leben gerufenen wohltätigen Institutionen erhebliche Geldmittel zuzuführen. Sie weiß, daß sie sehr populär ist, und daß ihr Geburtstag, welcher auf den 24. Juli fällt, in Belgien von der Bevölkerung spontan als Nationalfest gefeiert wird. Sie hat nun schon im vorigen Jahre den Wunsch geäußert, daß jeder Belgier, der seine Königin zu ehren wünscht, an ihrem Geburtstage eine Rose im Knopfloch trage, aber nicht eine beliebige, sondern diejenige, welche die Königin selbst verkaufte. Der Preis war auf zehn Centimes festgesetzt, aber damit war dem Wohltätigkeitssinne derjenigen, die mehr geben wollten, keine Schranke gezogen. Der Erlös war den Heilstätten für arme Lungenkranke gewidmet. Im Jahre 1910 ergab die Rose der Königin in ganz Belgien einen Reinertrag von mehr als 500.000 Fr., und die Bevölkerung überbot sich förmlich in der generösen Unterstützung der königlichen Initiative. Für das laufende Jahr 1911 wählte Königin Elisabeth als Symbol ihres wohltätigen Unternehmens das Edelweiß, und man zweifelt nicht, daß das diesjährige Ergebnis das vorjährige noch weit übersteigen wird. Der Ertrag wird diesmal der Bekämpfung der

afrikanischen Schlafkrankheit gewidmet sein, die bekanntlich schreckliche Verheerungen unter der schwarzen Bevölkerung anrichtet. Bei der Seltenheit des Edelweiß kann es sich natürlich nicht um die wirkliche Alpenblume handeln, sondern nur um eine Nachahmung, die aber nichtsdestoweniger ihren wohltätigen Zweck erfüllen wird.

Das Vermögen König Leopolds und der Exkaiserin Charlotte. Das belgische Justizministerium und der vom verstorbenen König Leopold als Nachlaßpfleger eingesetzte Baron Goffinet haben sich ein Jahr lang bemüht, über das Vermögen des toten Königs ein Inventar aufzustellen. Dieses ist jetzt beendet worden. Es geht daraus hervor, daß der König sich geirrt hat, als er in seinem Testament nur 15 Millionen Privatvermögen angab. Dieses Privatvermögen beträgt nach den jetzigen Feststellungen 20 Millionen Francs. Es ist also sicher, daß die drei erbenden Königstöchter noch je ein Drittel von der überschüssigen Summe erhalten werden. Das von dem Anwalt der Prinzessin Louise als des Königs Privatnachlaß beanspruchte Vermögen ist viel größer. Es setzt sich aus den Stiftungssummen für die sogenannten Koburg-Niederfullbacher Fonds zusammen, die nach dem vorliegenden Inventar jetzt endgültig auf 40 Millionen Francs berechnet worden sind. Zu den 20 Millionen Francs gehören aber auch nicht die von dem sterbenden König in mehreren Reisekoffern an die Baronin Vaughan gesandten Vermögenswerte, die wiederum mindestens 30 Millionen Francs betragen und auch Gegenstand eines von der Prinzessin Louise geführten Prozesses sind. Das Justizministerium hat zusammen mit dem Baron Goffinet auch eine Inventur des Vermögens der geisteskran-

ken Kaiserin Charlotte von Mexiko aufgenommen, die in letzter Zeit sehr kränkelt. Das Vermögen der Kaiserin, der Schwester Leopolds II., ist sehr groß. Es beträgt mehr als 50 Millionen in allerhand Werten und umfaßt noch ausgedehnte Liegenschaften in Belgien und im Luxemburgischen. Dieses Erbteil hat an sechs Erbberechtigte zu fallen. Es sind das die drei Prinzessinnen, der König Albert, der König Karl von Rumänien und die Gräfin von Flandern.

Eine blutige Familien-Tragödie spielte sich in Brooklyn, ab. Der dort wohnende 52 Jahre alte Buchbinder Michael Reid wurde von seiner ebendasselbst wohnhaften Stieftochter, der 22 Jahre alten Frau Elizabeth Pearsall, während eines Familienzwistes durch einen Stich in die linke Brustseite getötet. Die Frau des Getöteten war zeugin der Tat, ebenso eine weitere Stieftochter Namens Annie Gill, die 18 Jahre alt ist, und Reid's vier Kinder Edward, May, Dora und Agnes Reid, die 16 bzw. 10, 8 und 7 Jahre zählen. Kurz nach dem Vorfall wurde Frau Pearsall unter der Anklage der Tötung verhaftet. Auch ihre Schwester Annie Gill und ihre Mutter Frau Reid wurden in Zeugenhaft genommen. Den Erklärungen der Drei zufolge soll Elizabeth dem Stiefvater die Waffe nicht in die Brust gestoßen haben, vielmehr soll Reid, als er sich auf Elisabeth stürzte, selbst in das Messer gerannt sein. Eine Kleinigkeit bildete den Anlaß zu dem so unglücklich verlaufenen Streite. Annie Gill erwartete den Besuch ihres Liebhabers. In Voraussicht des Besuchs steckte sie im Vorderzimmer der elterlichen Behausung das Gas an. Als später ihr Stiefvater, der etwas angeheitert gewesen sein soll, in das Vorderzimmer trat, drehte er das Gas aus und begann ob der Verschwendung zu schimpfen. Nunmehr legte sich Annie's Mutter ins Mittel und zündete das Gas aufs Neue an, aber Reid drehte auch diesmal das Gas ab, und als seine Gattin nochmals den Versuch machte, das Gas anzustecken, versetzte ihr Reid angeblich eine Ohrfeige. Frau Reid schrie laut auf, und nun eilte Frau Pearsall, die mit ihrem drei Jahre alten Söhnchen auf dem Arme den Vorgang verfolgt hatte und ob ihrer Mutter versetzten Ohrfeige ungemein erregt war, nach der Küche, holte aus der Schublade des Schränkes ein großes Tranchirmesser, kehrte damit nach dem Vorderzimmer zurück und wandte sich gegen ihren Stiefvater. Gleich darauf sank Reid, mit dem Messer in die linke Brustseite gestochen, nieder. Nachbarn, welche den Lärm in der Reid'schen Wohnung vernommen, telephonierten nach der Revierwache an Atlantic Ave., daß in dem Hause No. 1320 Prospect Place ein Mord verübt worden sei. Polizist Patrick Cotton wurde von dem diensttuenden Leutnant Edwards sofort nach dem Hause abgeschiedt. Als Cotton dort eintraf, lag Reid im Speisezimmer auf dem Sopha. Er war blutüberströmt und rührte kein Glied mehr. Nichtsdestoweniger rief der Polizist den Ambulanzarzt Dr. Moore vom St. John's-Hospital herbei, aber Reid war schon jeglicher ärztlichen Hilfe entrückt. Als Frau Pearsall vernahm, daß ihr Stiefvater tot sei, begann sie heftig zu toben, laut zu schreien und wurde hysterisch, so daß sie der Ambulanzarzt Dr. Moore in Behandlung nehmen mußte. Sobald sie sich etwas beruhigt hatte, wurde sie, ebenso wie ihre Mutter und ihre Schwester Annie, mittels Patrolwagen nach der Revierwache gebracht. Dort ward Frau Pearsall unter der Anklage der Tötung eingesperrt und auch die Mutter und Schwester wurden als wichtige

Zeugen der Tat in Gewahrsam gehalten. Nachträglich unterwarf man die Drei einem Verhör. Hierbei erklärten sie übereinstimmend, daß Reid, als er seine Stieftochter mit dem Messer in der Hand eintreten sah, sich voller Wut auf sie stürzte und hierbei in die Waffe rannte. Das blutbefleckte Messer fand man später in der Wohnung unter der Decke des Kaminsimses. Frau Pearsall lebt seit vier Monaten von ihrem Manne George Pearsall getrennt. Als ihr Gatte von dem Geschelnis in Kenntnis gesetzt wurde, eilte er sofort nach der Revierwache, um seiner verhafteten Frau Mut zuzusprechen. Wie verlautet, waren die Beziehungen zwischen Reid und seiner Stieftochter Frau Pearsall stets gespannte, weil Reid dem Aufenthalt der jungen Frau in seiner Behausung opponierte.

Japanische Höflichkeit. Zur Zeit des zweiten französischen Kaiserreiches wurde Baron Gros nach Japan gesandt, um wegen der Oeffnung gewisser japanischer Häfen für den französischen Handel zu vermitteln. Unter anderen Städten nannte er während der Verhandlungen auch eine, bei deren Namen die japanischen Würdenträger unverhohlen lächelten. Verwundert fragte er sie, worüber sie sich belustigten. Einer der japanischen Minister antwortete: „Wir wollen Ihnen den betreffenden Hafen öffnen, wenn Sie entgegenkommend uns auch einen bestimmten Hafen öffnen.“ — „Und welcher ist das?“ erkundigte sich der französische Gesandte. — „Der Hafen Liverpool.“ — „Aber, Eure Exzellenz,“ erwiderte lachend der Franzose, „Liverpool ist gar kein französischer Hafen, sondern ein englischer. Wissen Sie denn das nicht?“ — „Jawohl,“ entgegnete der japanische Minister in gleich heiterem Tone, „aber auch der von Ihnen genannte Hafen liegt nicht in Japan, sondern in Korea.“

Eheleute — sechsfache Ordensleute. Der hl. Franz von Sales machte einmal die Bemerkung: „Die Ehe ist ein Orden, in welchem man schon vor dem Noviziat Probeß machen muß. Gäbe es auch hier ein Probejahr wie im Kloster, so würden nur wenige die Gelübde ablegen.“ Diesen Satz hat der berühmte Augustinerpater Abraham a St. Clara aufgegriffen und ihn auf seine Wahrheit hin geprüft. Und da hat er nun herausgebracht, daß die Ehe sogar ein sechsfacher Orden sei. Er sagt: „Wenn man in den Ehestand tritt, tritt man zuerst in den Benediktinerorden, doch nicht von der strengen Observanz, vielmehr in einer schönen schönen, reichen, gemüthlichen Prälatur. Da singt man, da klingt man, da macht die Regel wenig Beschwerne. Lange währt es aber nicht, dann begeben sich die Eheleute in den Predigerorden, indem eines an dem anderen schon allerhand auszusetzen und zu tadeln hat. Da gibts dann Früh- und Abendpredigten, bei denen aber gemeiniglich der Segen vergessen wird. Aus diesem Orden treten sie in den Barfüßer Orden, in welchem Klagen und Weinen um das tägliche Brot, Jammer und Not, Fasten und anderes Kreuz sich einstellen. Von da geraten sie zuweilen in einen irregulären Orden, das ist der Flagellanten- oder Geißlerorden, in welchem man mit Schlägen und Stößen einander zurechtweist. Hat der eine Weile gedauert, so gehts in den Karthäuserorden; da herrscht bei Tisch Stillschweigen, da redet man nichts miteinander, da bleibt ein jedes in seiner Klause. Endlich treten etliche gar in den Eremitenorden, in dem der Mann dahin, die Frau dorthin zieht.“

Feuilleton.

Bist du deines Glückes Schmied?

Roman von S. Barin 17.

„Der Mensch kann mit der Zeit jedes Zustandes Meister werden, sei es durch Verständnis oder, wo dies unmöglich ist, durch Assimilation. Wie sich der Organismus an die Gifte gewöhnt.“

Ein bitterer Zug lief über sein markantes Gesicht.

Konnte er sich Meister des Zustandes, in dem er lebte, nennen, des erbärmlichen Zustandes, in dem er mit Jutta, seiner Frau, lebte?

Und doch, er war ganz vortrefflich hineingewachsen in diese Situation. Nicht ganz ohne Versändnis. Zum größten Teil allerdings vergewaltigt, unbarmherzig von der Notwendigkeit vergewaltigt.

Er fühlte sich jetzt eins mit Jutta im Heucheln, Verstellen, Trügen und Lügen und Täuschen. Wie sich der Organismus an Gift gewöhnt, hatte er sich an das Unerläßliche und Unumgängliche gewöhnt.

Das Buch warf er auf den Tisch und stützte den Kopf in beide Hände.

Spielte er nicht, recht betrachtet, eine außerordentlich drollige Rolle, die zum Lachen reizte?

Erst heute — vorhin — als der Name des Urhebers alles Uebels genannt wurde. Wie er da sprang! Wie ein buntscheckiger Harlekin, dessen Aufgabe es ist, unter Grimassen, unter Kapiolen andern etwas vorzugaukeln.

Wenn die Welt es wüßte! Eine Salve von Gelächter würde auf ihn niederprasseln.

Und ob Jutta nicht bisweilen selbst lächelte über die Bereitwilligkeit, mit der er ihre — wie sollte er sagen — ihre Schmach verhüllen half?

Und nun, nun konnte ja diese prachtvolle Ehe erst prachtvoll werden! Der Mann war aus dem Leben, dem zu begegnen für sie zwei gewesen wäre, wie ein Faustschlag ins Gesicht — und das armselige Kind hatte keinen Atemzug im Licht der Welt getan. Nun ließ sich ja diese Ehe langsam in die glatte, Bahn lenken, in der Tausende und Tausende von Ehen friedlich und unfriedlich laufen.

Oder er — er konnte fortsetzen, worin er so anmutig unterbrochen worden war: er konnte wieder werben um die Liebe des Weibes, an dem er über alle Vernunft hinaus gegangen hatte, werben aufs neue mit verstohlener, geknebelter Sehnsucht, mit den versteckten Kräften seiner Seele, mit allen subtilen Mitteln eines stolzen Geistes.

Er schnellte in die Höhe, daß der Stuhl auf dem glänzenden, weinroten Linoleumbelag wie ein Schlitten bis an die Wand fuhr.

„Nein, nein! Nur frei werden von dem drückenden Gespinnst, das ihn innerlich und äußerlich umschnürte! Nur nichts mehr wissen von dem Elend, von dem Zwiespalt und der ungesunden Trugluft der letzten Monate!

Nur frei, frei — um jeden Preis frei!

Wie etwas Morgenhelles stand die Stunde vor ihm, in der er einmal vor Jutta hintreten konnte und sagen: „Jetzt machen wir ein Ende, ein Ende dieser tollen, greulichen Farce!“

Irgendein Ende, ein leidlich respektables Ende der geborenen Klatschmäuler wegen. Auch Juttas wegen. Ihm war alles egal geworden, Welt und Glück und Zukunft. Ihm war jede Form der Trennung gleich. Wenn er an eine Zukunft dachte, so sah er eine ferne, fremde Landschaft und sich darin als einsamen Nomaden, eine Landschaft mit Palmen — Friedenspalmen für ihn, mit goldbedachten, flimmernden Tempeln — Ruhetempel für ihn, ein Gestade am

Meer, wo er träumen wollte, bis die ewig unruhigen Wellen die Erinnerung hinweggeleckt und fortgerissen und zu tief in ein anderes Meer eingesenkt: in das Meer der Vergessenheit. . . .

Aber noch war es zu früh. Solange Jutta so ging, mit den zwei Krücken — durch seine Schuld — infolge seines unmäßigen, ach, so natürlichen und hinwiederum so unbessenen Zornes — so lange durfte das Wort nicht gesprochen werden von seiner Seite.

Sie bot einen beklagenswerten Anblick. Die elegante Grazie ihrer Gestalt und die helfenden, aufklappenden Stöcke waren dem Auge ein herzzusammenkrampfender Gegensatz, wider Willen auch für ihn, wenn er sie hier vom Fenster aus betrachtete. In frostfreien Stunden pflegte sie jetzt fleißig auf den Gartenwegen Gehübungen zu machen.

Morf setzte sich wieder in den breiten Lehnstuhl, mit einem neuerschienenen Werke, und versuchte seinen Geist darauf zu richten. Wozu sich quälen mit rastlosem Grübeln und herben Gedanken über unabänderliche Dinge!

Nach zehn Minuten klopfte es, und er rief mechanisch: „Herein!“ Er merkte, daß jemand langsam und mit Umständlichkeit eintrat und dann sacht die Tür geschlossen wurde. Es mochte Johcza sein, der etwas brachte.

Als es still blieb, drehte er sich und sah an der Stuhllehne vorbei nach rückwärts. Es war ein Blick über den Zwickel hinaus, gleichgültig und gedankenlos.

In einer Sekunde Teil aber stand Morf aufrecht und gestrafft. Ein heißes Gefühl — war's Schrecken, war's Entsetzen? — war ihm ins Blut geschossen.

Im Verkehr mit ihr hatte er sich einen unerschütterlichen Gleichmut zu eigen gemacht, der wankte nicht leicht; doch heute geschak's.

Jutta in diesem Raum, den sie noch nie, wenigstens nie in seiner Anwesenheit betreten, Jutta in solcher Demut in Haltung und Gebärde?

Was wollte sie?

Wollte sie das Wort sprechen, für das ihm der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen schien? Wollte sie frei sein, nach der Kunde von heute?

War ihr vielleicht dieser Landshoff mehr, der sie verpäpelte, ihr der treueste und unermüdlichste Gesellschafter war, und mit dem sie stets zu schwatzen und zu wispeln wußte? Kann ein schönes Weib einen so häßlichen Mann lieben? O ja! Und hier waren die Umstände günstig. Oder sollte Berechnung sie dem Grafen zuführen, damit sie leichter loskäme von ihm selbst, der wußte, was sie ewig niederdrücken mußte? Oder hatte sie vielleicht für — für den Toten noch etwas übrig? Wollte sie Näheres wissen? Sollte ihm das Amt eines Kundschafters übertragen werden?

Oh, er ließ sich zu allem verwenden.

Die stumme, zynische Selbstverhöhnung machte ihn ruhig, sein Gehirn wurde klar.

Sie brach das lange Schweigen.

„Verzeihe, daß ich dich störe,“ begann sie sehr leise, so leise, daß er sie kaum verstand. „Dock es drängte mich, ich mußte her. Ich muß dir Dank sagen.“

„Wofür?“ warf er kühl hin.

Sie zuckte. „Du weißt es. Und ich danke dir mit ganzem Herzen, obgleich deine edle Hilfe nicht so notwendig war. Es traf mich nicht derart, wie du meinen konntest. Es ist vorbei — schon lange. Aber ich möchte — du — du“ —

Sie stockte und kämpfte um Atem und rang nach einem Anfang. Ihre Blässe wurde Glut, und ihr Blick, der den Mut nicht gehabt hatte, in den seinen zu schauen, und scheu an seiner Brust haftete, glitt zu Boden.

„Du — du hast mich nie gefragt, wie — wie weit damals meine — meine Verwirrung ging, ehe ich deine Frau ward. Ich habe das Empfinden, daß ich es dir zu gestehen ver-

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.

FERNANDO HACKRADT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa de Correio 566.

pflichtet bin.“

Morf machte eine schroffe Bewegung.

„Ich will nichts hören!“

Ihre Wangen blichen wieder ab bei dem rauhen Ton, in ihren Augen erlosch ein Schimmer.

In den folgenden Minuten hörte man nur den feierlichen Schlag der Standuhr.

Jutta wandte sich zaghaft nach der Tür um, blieb aber stehen, setzte den einen Stock weg und faßte in die Tasche.

„Ich könnt' es auch nicht sagen,“ fuhr sie nach einem innerlichen Anstoß fort. „Niedergeschrieben hab' ich's, ohne Beschönigung, ohne Entschuldigung, bloß die Tatsachen. Es wär' mir leichter, wenn du es wissen würdest.“ . . .

Sie hielt ihm einen gesiegelten Umschlag entgegen.

Er streckte die Hand nicht aus und lachte mit ironischer Schärfe: „Jetzt, weil der Mund stumm ist, der dawider reden könnte.“

Die junge Frau empfing den Hieb schweigend. Nur in ihrer Stimme hörte man den Schmerz nachhallen, der ihr zugefügt worden war.

„Ich schrieb es vor Wochen, vor den Tagen, in denen man jeder Frau ein Grab bereithalten sollte. An Datum und Tinte wirst du's erkennen. Wenn — wenn es anders gekommen wäre, so ein ganz niedriges Bild sollte von mir nicht in dir zurückbleiben. Du solltest klar sehen. Und dann — ich war dir doch Dank schuldig, tiefen, tiefen Dank, und ich bin es heute noch.“ . . .

Morf färbte sich dunkel.

Diese stumme Demut regte ihn auf, diese gerade an Jutta fremde Weichheit reizte ihn. Wo wollte sie hinaus? Man pflegt zu danken, ehe man geht.

„Dank, was Dank! Was redest du, Jutta! Verschone mich, ich will keinen. Ich hab' keinen erstrebt und keinen verdient!“ stieß er mit Schroffheit hervor. „Etwas dafür, daß ich dich zum Krüppel gefahren habe? Denn das hast du doch erkannt, da dich, im scharfen Licht betrachtet, es tat.“

Jutta schüttelte den Kopf. „Nicht in freventlicher Absicht.“

„Also dann in unverantwortlicher Fahrlässigkeit, oder

wie mans nennen will. Ergebnis: das gleiche! Oder etwa dafür, daß ich nicht der vollständige Dummkopf war, für den du mich hieltest? Sieh, hättest du einen andern gewählt zum Halt und Schutz, er hätte dir beides vollkommener und ausgiebiger gewährt. Einen, der nicht so rabiat gewesen wäre in jener Nacht, einen, der nicht den blöden und übergeschnapten Ehrgeiz gehabt hätte, dich nicht eher in seinen Arm zu schließen, als er dein Herz rein von jenem Bilde und sich von dir geliebt glauben konnte. Es wäre alsdann alles glatt gegangen. Was du littest, littest du durch mich. Betrachte es einmal von diesem Standpunkt aus, und du wirst hassen und verfluchen, wo du zu danken gewillt bist.“

Jutta hob die Augen mit großem, offenem Blick.

„Du schätzt mich gering ein, geringer, als ich verdiene und du vergißt, daß ich nicht die listig Berechnende war, die deine Worte voraussetzten. Ich suchte Zuflucht in der Angst, die Verblendung meiner Sinne könnte mir einen zweiten Sturz bereiten, aber ich suchte keinen Deckmantel! Das wirst du mir doch glauben?“

Keines sprach ein weiteres Wort.

Er wartete. Er wartete auf etwas Entscheidendes. Dazu war sie doch gekommen!

Sie nahm den weggelegten Stock.

Sein Blick wurde eine Frage: Du gehst?

„Ich will dich nicht länger stören. Ich trat nur ein, um für dein heute nachmittag bekundetes Zartgefühl zu danken.“

Sein Mund war flink und wieder voll Bitterkeit.

„Oh, auch hier der Dank am falschen Platz! Ich tats meinetwegen, allein meinetwegen! Ich konnte nicht wissen, wie weit du Fassung behältst. Und die Fama, die mit hundert Ohren ausgeht und mit hundert Augen späht und mit tausend Zungen redet, sollte nicht gespeist werden an meinem Tisch. Sie wird sich an und für sich den Magen füllen, wenn“ —

Ein kleines, atemhemmendes Schweigen.

„Wenn?“ fragte sie mit langsamen Lippen.

„Nun, wenn die Komödie, die wir zwei spielen, zu Ende ist.“

Jetzt war der Punkt angeregt, der sie vielleicht hergetrieben hatte.

Er stellte sich zu seinem Schreibtisch zu, um ihr nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, rückte die Bücher zusammen, die vor seinen Augen wie verzauberte Klötze tanzten, und lauschte. Und als alles still blieb und er sich umkehrte, sah er den Schleppzipfel von Juttas Kleid über die Schwelle gleiten.

Die Tür schloß sich.

Der Brief leuchtete auf dem Stuhl, den er ihr hätte anbieten können — und sollen.

War er nicht ein Barbar, ein Rohling? Auf der Schwelle hatte er sie stehen lassen wie ein Bettelweib, und wie ein solches angeschnauzt, grob und kränkend, aus einer verworrenen Stimmung heraus.

Die Scham über sein besseres und bestes Ich, die zu leicht aufsteigt, wenn die Seele von der Angst geknebelt wird, daß andere lachen, wo man selbst unter Qualen ringt und siegt über Eigenes, hatte ihn die Balance in dieser schwierigen Situation verlieren lassen.

Er begann eine Tour durchs Zimmer, aufs höchste unzufrieden mit sich, daß ihn bei der kurzen, so überraschend von ihr gesuchten Unterredung die kühle Besinnung, das ruhige, knappe Maß verlassen, das bisher eine erträgliche Brücke über ihr zerklüftetes und ungewöhnliches Verhältnis gebaut hatte.

Seine Natur neigte zeitweise zu stürmischen Ausbrüchen, jetzt, da sie so mißhandelt wurde, mehr als je.

Wut und Reue schwellen in ihm an. Er zitterte am Leibe,

die Lunge fing an zu rasen, um die heftig eingezogene Luft ebenso heftig auszustoßen, die Herzschläge tobten, und der Trieb packte ihn, Jutta nachzustürzen, sie wieder herzuholen und vor ihr die Larve seiner Selbsterniedrigung abzureißen, die warme Güte über sie auszubreiten, die ihre leidende Schönheit und ihre stumme Demut aufweckten.

Ueber Wut und Reue schlug schließlich eine fremde, eine erschreckende Flamme zusammen, eine Flamme, die nicht lauter war, und die er als Pein empfand und als Wonne zugleich. Warum sie nicht zur Liebe zwingen in dieser Stunde!

Zwingen! Darin lag für seine entfesselte Natur das Berausende. Zur Liebe, wie er sie vorhin zum Haß zwingen wollte.

Nur die in Fleisch und Adern festgesetzte vornehme Erziehung legte ihm eine Kandare an. Das starre Gebäude der Konvenienz, das sonst so schnell einfällt bei einem Windstoß der Leidenschaft, es hielt stand.

Er packte den Hut und Mantel und lief aus dem Hause und lief das Elbufer hinauf. Dem Rauschen des Stromes, den Stimmen der Einsamkeit gelang es stets, jeden Sturm in ihm zu beschwichtigen.

Spät in der Nacht kam er heim, mit schamvoll gebeugtem Haupte — ganz ruhig.

Den Brief, den hatte er liegen lassen, nahm er in die Hand und beschaute ihn nachdenklich. Was mochte er bergen? Nichts, was er nicht längst geahnt, gewußt und aus Juttas Reden erkannt hätte: eine Liebesgeschichte, eine Geschichte von schwingenden Gefühlen, von Kämpfen, von zerschmettertem Glauben.

Ach, das wußte er alles aus eigener Erfahrung nur zu gut.

Und das eine, das man gemeinhin der Liebe Erfüllung nennt, von dem wollte er nichts hören. Dieser Stunde schwere Folge hatte sich auch auf ihn gewälzt und ihn zermalmt. Er hatte genug davon.

Er warf den Brief in eine Schublade, gesonnen, ihn bei passender Gelegenheit uneröffnet zurückzugeben.

* * *

Nach drei Wochen schon reisten Jukuffs mit ihrer Tochter nach dem Süden.

Jutta bedurfte einer anderen Luft, einer anderen Umgebung und der Gelegenheit, im Freien zu weilen und ausgiebig sich im Gehen zu üben. Darin hatte sie ja große Fortschritte gemacht, aber sie hätten eben noch bedeutender sein können. Und sie war blutleer und nervenschwach, und statt von Tag zu Tag sich besser zu erholen, ging es wieder rückwärts, und sie wurde von Tag zu Tag matter, welker, schweigsamer.

Sie bedurfte der Segnungen der Riviera wirklich.

Frau van Jukuff hatte nach einer Weile stillen Zusehens den Plan gefaßt, den ihr Gatte billigte, mit oder ohne Morfs Einwilligung, mit oder ohne ihn, mit Jutta nach Nizza zu übersiedeln.

Nicht ohne Erregung ihrerseits wurde das Gespräch darüber mit Morf eingeleitet. Aber er war sofort damit einverstanden in einer ruhigen, gleichmütigen Weise.

Er selbst wollte zunächst nicht mit und gedachte, in Bälde nachzukommen. Es gab Geldangelegenheiten, die er persönlich erledigen mußte; bei Doktor Elzes, die täglich die Ankunft des Kindleins erwarteten, wünschte er persönlich Pate zu stehen, denn der junge Arzt war in den schweren Monaten von aufopferndem Eifer gewesen. Und noch einige solcher Gründe brachte er vor, die ihr nicht stichhaltig schienen. Es fiel ihr jedoch nicht ein, ihn zu überreden. Im Gegenteil, sie war froh, Jutta nun eine Zeit von ihm frei zu sehen und Einfluß über ihr eigen Kind zu gewinnen. So hoffte sie.

Ihre Vorliebe für Morf war dahin; sie konnte sich eine

aufspassende Abneigung nicht verhehlen. Das götzenhaft Stumme und Steife an ihm wurde ihr unerträglich.

Es entrüstete sie innerlich, als sich Jutta erst weigerte, mitzureisen, und lieber zu Hause bleiben wollte. Sie geriet darüber in eine Wut, der sie allerdings nicht Ausdruck verleihen durfte. Doktor Elzes ernsthafter Zuspruch und Morfs sachliche Darlegungen siegten endlich über den Widerstand der jungen Frau.

Nach kurzem Herumdücken schloß sich Graf Landshoff der Fahrt an. Wenn es angenehm sei . . .

Es war jedem angenehm, besonders Frau van Jukuff. So besaß Jutta einen Kavalier, einen angenehmeren, als ihr Schwiegersohn war, der sich in der Ehe statt zu einem lebenswürdigen, beglückten und beglückenden Gatten zu einem steifbockigen und schrullenhaften Exemplar von Ehetyrannen ausgewachsen hatte.

Es war auch Morf angenehm. Die mitvibrierende Ironie bemerkte nur Landshoff mit halber Betroffenheit und mit halbem Zorn, weil er sie nicht zu deuten wußte.

Man stand gegen 11 Uhr vormittags am Dresdener Hauptbahnhof und verabschiedete sich.

Die Route sollte über Hof und von da nach München und über den Brenner mit dem Nord-Süd-Expreß dem gesegneten Landsrieth zugehen.

Es war ein dunstiger Tag. Der Rauch der ein- und ausrauschenden Lokomotiven wurde von der Luftschwere niedergehalten und wälzte sich dick und ineinanderwühlend über die Köpfe der Harrenden hin.

Von Görlitz her kam der Zug, der die Reisenden mitnehmen sollte.

Kreischend, knirschend stand er still. Die Schlotte bliesen rußige Wolken hoch, die Schaffner rissen die Türen auf. Es stiegen wenig Personen aus, die eilig davontrabten; eine andere Schar wanderte zur Beibewegung vor den offenen Türen hin und her; einige liefen nach einem Imbiß.

Landshoff ging, um passende Plätze zu suchen. „Möglichst einen Wagen in der Mitte!“ rief ihm Jukuff nach, der einmal einen kleinen Zusammenstoß mitgemacht hatte und seitdem vermied, nach vorn oder hinten einzusteigen, in der nicht ganz unrichtigen Annahme, daß auch hier die goldene Mitte das beste sei.

Morf regte sich nicht, um irgendwie behilflich zu sein. Die Schwiegermama konstatierte es mit stillem Ingrim. Sie hatte Juttas Arm in den ihren gezogen und stützte sie, mit auffallender Präntion, als wolle sie bedeuten: „So, nun halt ich mein Kind und bring's, wohin ich will, und niemand soll mir weiter drein reden!“

In dem langen Bibermantel, mit dem großen Hut, den nichts schmückte als eine wallende Feder, einen blauen Seidenschleier unterm Kinn geknotet, verschwand Jutta vor Blässe und Zartheit und wirkte ergreifend neben der imposanten Erscheinung der Mutter.

Jedem fiel es auf, nur dem Vater nicht, der stets einige Schritte hin und einige Schritte zurück wanderte und dazu eine Melodie sumnte, die auf die Situation stimmte, eine Melodie voll Reiselust.

„Sie ist keine Königin mehr,“ sagte sich der Graf. „Sie ist ein armes, geknicktes Prinzeßlein, auch im Geiste.“

Wessen Werk? Ein Blick des Hasses streifte den Baron, und ein ähnlicher, minderen Grades tat's zu gleicher Zeit aus Frau van Jukuffs Augen.

Morf fühlte beide, und seine geschärften Züge zuckten. Es war Zeit zum Einsteigen.

Johzca und Luise hatten das Gepäck verstaut, der Bursche mit ruhiger Miene, das Mädchen verdrossen nach ihm schiehend. Sie sah ihn zu gern mit seinen schwarzen, kecken Augen, die nur keck schienen, weil sie oben schwarz waren, aber

bei näherem Zusehen so viel Weiches und Kindliches zeigten und verrieten, wie leicht dieser Kamerad zu regieren war, wenn man nur erst den rechten Schlüssel für sein Herztürchen gefunden hatte.

„Ihr hättet wohl jut gleich mitfahren können, es wäre viel netter jewesen,“ murrte sie und seufzte bei der Vorstellung der schönen, langen Reise mit ihm zusammen.

„Wir haben noch Pflichten zu erledigen, ehe wir uns den schönen Süden schmecken lassen können,“ antwortete Johzca im steifen Schriftdeutsch, zog einen Koffer heraus, den Luise gedankenlos schief ins Fach gesteckt, und schob ihn sorgsam und kerzengerade hinein.

„Pflichten? Ha ha! Hastte was! Die Pflichten, die so een Jnädiger hat, die kennt man ja. Wird froh sein, wenn er sie eenmal gründlich los ist!“

Johzca schaute sie groß an.

„Heilijes Regewetter!“ wisperte ihre Schlangenzunge. „Jlauben Sie denn, so een schmucker Herr im Alter um Mittag hat 'nen Spaß von so eener ewig kranken Frau, die noch dazu so langweilig ist wie 'ne Schildkröte?“

Johzca versetzte dem Gepäck einen letzten, derben Stoß und ging, ohne der Schwätzerin Adieu zu sagen.

Herr van Jukuff umarmte seinen Schwiegersohn und gab ihm einen herzhaften Kuß. Die Gemahlin reichte ihm bloß die Finger, die er artig an den Mund brachte. Zwischen ihnen war in den letzten zwei Monaten jeder Liebesbeweis eingeschlafen.

Der Graf und er machten sich eine Verbeugung. Landshoff streckte ihm wohl die Hand entgegen, aber Morf stellte sich, als sehe er sie nicht. Er mochte nicht mehr. Er war es überdrüssig, immer anders zu handeln, als ihm zu Sinn war. Und dieser Landshoff war ihm einmal gleichgültig und dann unendlich gewesen, und jetzt empfand er feindselig ihm gegenüber.

Auch von Jutta wollte er sich demgemäß verabschieden. Ganz ruhig, ohne Heuchelei. Mochten die anderen denken, was sie wollten.

Die Zukunft würde ihnen schon zeigen, daß er bereits heute keine Gemeinschaft mehr mit dieser Frau gehabt hatte.

Und dann blickte er Jutta an und Jutta ihn.

Sie hatte sich von der Mutter freigemacht.

Ihre Augen schwammen in Tränen.

Diese Augen, die sich so mystisch vertieft hatten, mit den wundervollen Brauenbogen darüber und den feingeschweiften Lidern, das Edelste in ihrem Gesicht.

Die Augen ließen ihn nicht los. Sie waren voll Seele, sie waren voll Innigkeit, sie waren voll zitternder Empfindung.

Mit Heftigkeit bückte er sich und küßte ihre Hand, von der sie den Handschuh abgenommen hatte. Die Finger zuckten.

„Ich danke dir für alles. Mit heißem Herzen Dank, Wolfram,“ flüsterte sie leise.

Ein paar triviale Worte stotternd, für die Ohren der Nebenstehenden berechnet, trat er zurück, die Schläfen in Flammen.

Die anderen machten sich bereit, der mit den Stöcken sich noch immer etwas unsicher sich Bewegenden in den Waggon helfen.

Angesichts dessen überrumpelte ihn das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Jutta.

Sie hatte seinen Schutz genossen die lange Zeit her, seinen Schutz, ohne den diese Menschen hier sie scheel und verächtlich angesehen, sie verdammt und verworfen hätten; sie brauchte ihre Hilfe nicht.

In dieser Minute nicht. Er war noch da.

Er nahm sie rasch von der Erde auf wie ein Kind, trug sie die Stufen hinauf und ließ die Erschrockene, wie in Glut Getauchte sacht auf die Matte des Harmonikawagens glei-

CASA LUCULLUS

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u Thee-Handlung

Caixa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

ten. Dann legte er den Arm um sie und führte sie dem Sitz zu, an dem Luise mit sauertöpfischem Gesicht stand, das sich allerdings blitzhaft in ein verblüfftes umwandelte.

„Lebe wohl!“ sprach er warm und stürmte zurück, ohne noch etwas zu sehen und zu hören, bis der Zug abging.

Zwei Tücher flatterten aus dem Coupéfenster. Das eine ließ sein Schwiegerpapa wehen, der nickte und grüßte mit seinem vornehmen Kopf, das andere eine unsichtbare Hand. Er kannte die kleinen Spitzengebilde, die immer nach Veilchen rochen.

Morf entließ Johzca samt dem Wagen und schickte sich zu einem Spaziergang an.

Er wand sich zwischen den Menschen und Gefährten durch und lenkte der Altstadt zu, nur mit sich beschäftigt, das Herz in eigener, fremder Wärme weh und wonnig pochend, den Kopf kälter und mit stärkerer Ironie arbeitend als sonst — das eine Organ von einer gewissen Zufriedenheit durchdrungeun, das andere voll Hohn.

Wo war nun ein Trennungsstrich zwischen Komödie und Wirklichkeit?

Trennt sich Schauspieler und Mensch? Fließt nicht der erste durch die Gewöhnung allmählich ins eigene Menschtum über, und guckt nicht der letztere dem ersten aus hundert Falten?

War er ein guter Schauspieler? War er ein so schwacher Mensch, ein solch charakterloser —

Es wurde ihm wirr, und er wollte nicht weiter nachdenken, nicht über sich, nicht über andere, nicht über die letzte Viertelstunde. Hinweg!

Er war froh, als nach einer Strecke Wegs eine Erscheinung seine Aufmerksamkeit erregte. Eine Dame, die mit einer leicht gehemnten, tänzelnden Elastizität vor ihm ging, in einem stillfarbenen, kurzen Straßenkleid, unter dem Seide raschelte.

Sie schien ihm so viel bekannt als fremd, und er vermochte sich nicht annähernd zu denken, wer sie sein könnte.

Wenn er sie betrachtete, floß etwas Vertrautes zu ihm her, und ihm wurde licht und frei zu Sinn. Eine Dame der hiesigen Gesellschaft war sie kaum; eine Bühnenkünstlerin, die sich ihm durch einige sympathische Gestalten eingepreßt hatte? Wohl möglich.

Ungeduldig machte er einige Laufschriffe über die Marienbrücke, wendete am Schluß unauffällig und ging zurück. Und ehe er noch ihr Gesicht sah, fiel ein Blick auf ihr Haar, das von rückwärts ein Schleier verhüllte, und seine Erinnerung von neulich wurde lebendig.

Die bunte, gestickte Mapillamütze auf dieses Haar!

„Mrs. Brown!“ Er schritt mit ausgestreckten Händen auf sie zu. „Sehen meine Augen recht?“

Sie begrüßte ihn mit glänzenden Blicken, mit dem alten, lieben Lachen.

„Herr Baron Morf! Ja, ich bin's. Und ich bin entzückt, Sie zu sehen.“

Sie drückten sich die Hände, noch einmal und wieder.

„Sie sind in Europa? Wie lange?“

„Seit fünf Monaten!“

„Und in Germany?“

„Seit sechs Wochen.“

„Und in Dresden?“

„Seit acht Tagen.“

„Wo ist Mr. Brown?“

„Mein Mann ist natürlich mit, zur Erholung, wissen Sie. Acht Monate Urlaub. Er muß sich renovieren. Die Luft drüben ist doch so etwas wie ein Teufelsatem.“ . . .

„Der Ihnen nichts anhaben kann; Sie blühen, Gnädigste,“ sagte er rasch und voll Freude.

Er sprach keine dürre Galanterie aus. Die Pracht der Gesundheit lag auf ihren Wangen. Das Rundliche von einst warf und geworden, der Teint noch matter, von der indischen Sonne gebleicht; aber das frohe, lebhaft Blut schimmerte durch; die Grübchen lachten noch immer, wenn sie nur die Lippen verzog; und in den Augen sprühte die Lust eines Herzens, das stark und heiter geblieben war durch alle Fährnisse und Mißhelligkeiten hindurch, die auch die glücklichsten Jahre mit sich führen. Sie war eine schöne Frau; ohne Majestät, aber voll Natürlichkeit und Frische.

Die Morfsche Equipage fuhr im Zuckeltrab vorbei, als sie so eifrig miteinander plauderten.

Der Kutscher stieß Johzca mit dem Ellbogen.

„Herrjähchen! Da gann er lachen, der Gnädigste! Daß man die diversen Zähne zählen gönnte! So was sehen wir nich mal an die Festtäche! Sie ist auch direktmang wie en Baradiesäbbelche!“

Johzca spürte einen Stich. Er sah scharf hin. Er kannte alle Damen, die im Hause Morf verkehrten und mit denen man wieder verkehrte, und alle, mit denen sein Herr irgendwelche Beziehungen hatte, selbstverständlich die anständigsten Beziehungen, aber diese kleine, reizende, um und um verführerische Weiblichkeit war ihm unbekannt.

Mit Unbehagen rückte er sich zurecht und sah sich nochmals prüfend um. Und mit Unbehagen dachte er an Luise. — Nein, nein, so etwas gab's doch bei seinem Herrn nicht! Mochte das Baradiesäbbelche sein, wer wollte! Das gab's einfach nicht! Das durft's nicht geben! Schon um der lieben, engelschönen, armen Gnädigen willen nicht, die so viel gelitten hatte. —

„Ach, die Madame kenn' ich mit Augen und Nase!“ log er den Kutscher an. „Dos ist eine Hochgeborene aus mainer Heimat! Man sieht's schon an den Haaren! Bei uns haben's alle so viel langes und dickes und schwarzes auf dem Kopf!“

„Nu, wer's is,“ sagte der Kutscher trocken, „wäß ich nich, und es machte mir auch kein Bläsierchen, es zu erfahren, weil es sich auch ganz gleich is für mich. Aber das Lachen säh ich, und das gibt mir zu denken! Johzca, so ibern ganse Gesicht hab' ich den Gnädichen nich lachen heren, seit ich in seinen Diensten bin!“

„Und das ist nicht lange!“ knurrte Johzca ernüchert.

„Fünf Monate, Guddester! Fünf Monate! Und ein ordentlicher Christenmensch lacht doch efter als bloß alle fünf Monate, und dann nich gerade in einer solch bedriebten Stunde!“

Morf schritt an Mrs. Browns Seite mit leichten Füßen. Sie hatten sich viel zu erzählen.

„Ach, lassen wir die alberne Etikette fallen! Schenken Sie mir die Ehre, mit mir zu frühstücken! Der Nebel ist zu abscheulich, um mit Lust zu sprechen! Man schluckt ihn bei jedem Wort mit Widerwillen! Und ich lasse Sie so schnell nicht los!“

„Gerne, Herr Baron!“ entgegnete sie ungezwungen. „Mein Mann hat heute ein diplomatisches Dejeuner, und ich bin sowieso verwaist!“

Sie gingen elbaufwärts, in Helbigs Etablissement, suchten sich im Speisesaal angenehme Plätze, und Morf bestellte Austern und Champagner.

Mrs. Brown protestierte gegen den Wein und behauptete, es sei jetzt keine rechte Stunde für den französischen Feuer-

tropfen; er schlug den Einwand ab.

„Dieser edelste Wein kann mit Fug und Eleganz zu jeder Tageszeit getrunken werden, und dieses Wiedersehen kann nur damit gefeiert werden! Bedenken Sie, nach dieser langen Zeit und bei solch weiter Entfernung! Seien Sie nicht engherzig! Ich werde morgen bei Mr. Brown meine Aufwartung machen und meine Freiheit entschuldigen. Schenken Sie mir eine fröhliche Stunde! Sie bringen mir ein Stück Jugend zurück!“

Mrs. Brown lachte spöttisch.

„Weil Sie schon so alt sind! — Aber wie, Sie sind verheiratet?“

Ihr Auge entdeckte das Goldband, als er den Handschuh abstreifte.

„Ja!“ sprach er stoßend und blickte weg. „Da ich weiß, daß Sie nicht angekränkt sind von der Heuchelei des Okzidents und ein offenes Wort gestatten und achten, lassen Sie mich beifügen: nicht glücklich! Deshalb sprechen wir nichts davon! — Bereiten Ihnen Ihr reicher Haarschmuck noch immer Kopfschmerzen?“

Aus ihrem weichgeformten Gesichtchen verschwand der Ernst so schnell, wie er hineingehuscht war.

„Ach wohl!“ seufzte sie komisch. „Namentlich, seit wir auf dem Kontinent weilen!“

„Wieso? Was sollte das für einen Grund haben?“

Sie neigte sich näher und flüsterte: „Ich habe vor drei Tagen mein erstes graues Haar gefunden, Herr Baron! Das verursacht mir mehr Kopfschmerzen, als wenn ich einen Büschel schöner, dunkler verloren oder ein solcher noch dazu gewachsen wäre!“

Morf lächelte. „Ah — so! Ich dächte aber, gnädige Frau, derartige Schmerzen legten sich nicht aufs Gehirn, sondern ins Herz oder ins Gemüt!“

„Nun, das kann ich nicht so kleinlich auseinanderhalten! Wenn mich etwas schmerzt, schmerzen mich Kopf und Herz und Gemüt zugleich, das heißt, die ganze Person ist alle, wie sich eine Berlinerin, die wir als Reise-genossin hierher hatten, ausdrückte. Und hat mein Verstand oder mein Gefühl die kleinste Ursache, zufrieden zu sein, so ist auch meine übrige Herrlichkeit, Leib und Seele und Gehirn in heiterster Verfassung! Und Kopfwah hab' ich gewiß nicht, wenn mir nicht sonstwie etwas — sonstwie — wie sagt man nur hierzulande so köstlich — etwas übers Leber! gekrochen ist!“

Der Schelm strahlte aus ihren Blicken.

„Ei, ei, Mrs. Brown, Sie plaudern aus!“ Morf lachte mit Verständnis und amüsiert. Er ließ den perlenden Wein in die Schalen sprühen. Rasch war das Glas beschlagen, und der Mosseux schoß zu einer schneeweißen Krone zusammen.

„Trinken wir auf die Freude unseres Wiedersehens! Auf Ihre goldene Fröhlichkeit, Mrs. Brown!“

Sie nippte zaghaft, und er tadelte sie darum.

„Sie vergessen!“ sagte sie mit weisem Ernst, der ihr possierlich stand, „Frauen meines Temperaments müssen diesem Wein gegenüber mäßig und vorsichtig sein!“

„Und wie gefällt es Ihnen sonst in unserem Erdteil — in dem kultivierten Europa?“

„Das Leben kommt mir so klein und so eng vor, trotz der vielen Häuser und mächtigen Bauten, trotz des großen Zuschnittes, trotz der zahllosen und rastlos geschäftigen Menschen! Oder wohl eben darum! Wir leben drüben mehr in der Natur, mit ihr, abhängig von ihr und dennoch fashionabler und großartiger. Hier ist man der Niemand, wenn man nicht gleich der gesellschaftliche Löwe ist! Man verschwindet! Das sagt so Mr. Brown, mein Mann — und ich stimme zu. Drüben stelle ich so etwas wie eine kleine Fürstin vor — ich fühle mich wenigstens derart. Ich habe einen Dienerstaat, der mir über die wenigen Rupien hinaus,



**Schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registatur ::
Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben
Verlangen Sie Offerte und Muster von**

**Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.**

die ich bezaule, ergeben ist und in mir Höheres sieht und achtet, als ich bin! Ich habe auch einen allerliebsten Hofstaat und werde verwöhnt. Sie wissen, die weißen Frauen waren ein wenig rar, als Sie bei uns waren, und das ist heute noch so!“

„Die weißen, schönen und anziehenden Frauen, sollen Sie sagen, Mrs. Brown!“

Seine Worte lockten einen rosigen Schein über ihre Wangen.

„Die weißen, heiteren, temperamentvollen lasse ich gelten! Humor und Lebhaftigkeit brauchen wir, um nicht schlaff und träge zu werden, um über manches Lästige und Ungewohnte hinauszukommen. — Unser kleiner Wagen und mein Reitpony das sind uns Notwendigkeiten drüben; hier ist Derartiges ein Luxus, den sich nur sehr wohlhabende Leute erlauben können! Ich vermisse beides sehr. Zuweilen wird mir's ungemütlich, und meine gute Stimmung entschwebt mit Luftballonseile. Hier die langen, öden Straßen zu Fuß zu durchstapfen oder in der Straßenbahn zwischen ganz Unbekannten mich hin und her schieben zu lassen — ho! — ich bin ganz durchdrungen von heißestem Dank für so was!“

„Wir haben flotte Taxdroschken und Mietautomobile in Deutschland — das ist etwas anderes!“

Mrs. Brown wiegte den hübschen Kopf und formte ein drolliges Schnütschen. Sie sprengte mit der Messerspitze das Austerngeläuse, träufelte den Zitronensaft mit graziösen Fingern auf den Leckerbissen und schob ihn geschickt hinter die roten Lippen, hinter die weißen Zähne.

„Es gibt schließlich noch schönere Dinge in Europa, die ich mir lieber leisten würde als Taxdroschken und Aehnliches!“

Der Baron füllte lachend die Gläser nach.

„Trinken wir auf Ihr Wohlbefinden in Europa und Indien! — Und solange Sie hier sind, Mrs. Brown, in Dresden, sollen Sie Wagen und Pferde nicht vermissen; ich stelle beides Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl zur unumschränkten Verfügung!“

Die Dame setzte das Glas, ohne zu trinken, wieder auf den Tisch zurück.

„Sie erschrecken mich, Herr Baron!“ rief sie mit hochrotem Gesicht.

„Aber das tut mir leid, Gnädigste! Ich habe Ihren Wagen seinerzeit mit Vergnügen benutzt, und Ihr kleiner, tückischer Shetlandpony Jeweß — Sie hören, ich habe den Namen behalten — hat mich oft genug in die Dschungeln getragen! Und wer weiß“ — sprach er, von einem plötzlichen und weiten Gedanken auf das angenehmste er-

regt — „wer weiß, wie nah der Tag ist, an dem es wieder geschieht, wenn auch wohl kaum mehr auf dem Rücken der Jeweß!“

Mit leuchtenden Augen legte er ein Gebinde Edelrosen vor sie hin, das er einem herantretenden Blumenfräulein aus dem Mooskörbchen gezogen hatte. „Und ein klein wenig den Hof will ich Ihnen auch machen, Mrs. Brown, mit größter Freude, damit Sie nicht so viel entbehren.“

Die ganze Zeit hatten sie einen Beobachter — einen heimlichen und einen höchst interessanten: Konsul Currie, der dem Grafen bis an den Bahnhof das Geleite gegeben und dann sich empfahl, um die Herrschaften nicht zu stören im Abschiednehmen. Auch er frühstückte hier, allein, in einer dämmerigen Ecke, ein schlichtes Kaviarbrötchen mit einem Glas Pilsener.

Er war baff, als Baron Morf in dieser allerliebsten Gesellschaft eintrat und bei Champagnerprickeln offenbar ein sehr willkommenes Wiedersehen feierte!

Leider rief ihn eine Verabredung hinweg, sonst wäre er gern geblieben, um festzustellen, von welcher Dauer die Zusammenkunft war.

Als er ging, schallte ihm noch ein entzückter Ausruf aus weiblichem Munde in die Ohren, und er verließ das Feldschlößchen mit streitenden Gedanken und Vermutungen.

* * *

In den nächsten Wochen stand die Morfsche Equipage alltäglich vor dem Portal des Hotels Bellevue am Theaterplatz.

Hans, der Kutscher, konnte nun die volle Ueberzeugung gewinnen, daß sein Herr ein „ordentlicher Christenmensch“ war. Denn er lachte, „wenn er das gnädige Baradiesäbbelche bloß sah.“ Er lachte, und der Gatte, der wie ein „läbendiges ewordenes Läderbeudelche“ ausschaute, braun und dürr, daß man „aufs Grabbeln“ wartete, mit Augen, die lagen unter der Stirn, „wie Feuer im Pfeifenkob“, der war kein Spielverderber — der meckerte stoßweise mit. Die Melodie des Lachens hatte keinen Platz mehr in dem sonst so „gemietliche Gerliche“, „dem Hutzelche neben dem Abbelche“, das viel besser zum Gnädigen paßt als zu dem braunen Herrn.

Johzca biß die Zähne aufeinander, immer mehr und fester. Er wurde wie ein Taubstummer, wenn er im Kreise der Dienerschaft weilte. Die Witze, die Vermutungen wollte er gar nicht vernehmen, noch weniger etwas dazu bemerken. Taub und blind war er aber nicht, wenn er die Spazierfahrten mitmachte, in die Elbauen, in den Großen Garten, die im weißen Winterzauber träumten und in der Sonne wie Diamantenfluren glitzerten; wenn er Mrs. Brown den Mantel abhob oder anlegte, der einer fremden, süßen Geruch von sich gab, nicht den lieblichen Frühlingsduft, den alle Sachen der jungen, schlanken Baronin zart, ganz zart ausatmeten. Das kam nicht oft vor, denn dieses Amt ließ sich der Baron selten entgehen; am ehesten noch vor oder nach dem Theater, das fast täglich besucht wurde, nachdem sein Herr seit nahe einem Jahr keinen Fuß mehr in ein solches gesetzt hatte.

Blind hätte er sein mögen, wenn er aus den Blumenläden die Sträuße holte, die selten rochen; die dazu verwendeten Blumen hatten konfuse Formen, als ob sie eher Schmetterlinge, Hummeln, kleine Vögel oder gar buntes Gewürm wären statt Pflanzen — und sie kosteten blanke Goldstücke. Nur damit die Mrs. Brown eine Erinnerung an das ferne Sonnenland habe, das sie mehr liebte als die Heimat!

Blind und taub hätte er sein mögen, nicht weil er Uebles dachte, wie es die Sippe um ihn redete, die es für ausgemacht hielt, daß der Baron in die lustige Fremde bis über den Verstand hinaus verliebt sei und sie in ihn, und der lederne Ehegatte sehe es nicht oder wolle es nicht sehen!

O nein, Derartiges zu glauben, achtete Johzca seinen

Herrn zu hoch. Dagegen sträubte sich sein Gehirn und Gefühl. Aber die Veränderung, die mit dem Baron vorgegangen war, die mußte er sehen und merken, und die konnte doch nur diese abscheulich reizende Missis bewirkt haben!

Der Gnädige war wie ein Ausgetauschter. Diese Lebenslust, diese Heiterkeit — wie er sie niemals an ihm gekannt! nach dem man jahrelang schmachtete, von dem man sich geduldig tyrannisieren ließ, bis sie ihn gerührt erhörte — und nie eine Frau Gemahlin, die so zu bedauern war, mit all ihrem Unglück! Er wollte doch kein neues Unglück auf ihr schönes Haupt häufen?

Nein, nein — nein, nein! Aber es war gut, daß sie all das nicht sah! Es war doch gut!

Von Verpflichtungen und Geldgeschäften, die den Gnädigen anscheinend zurückgehalten hatten, merkte Johzca nichts. Und die Taufe bei Doktor Elze, bei dem ein strammer Junge eingetroffen war, machte man sehr lebenswürdig, doch ebenso rasch ab.

Sonst gab es nichts als Lustbarkeiten, und ein großartiges Fest in der Villa Morf war die Krone.

„Ein unpassendes Fest!“ lief's durchs Dienerschaftsquartier, in dem sich die Faulheit breit machte. „In der Abwesenheit der Baronin ein solches Fest!“ Und jedes der feindlichen Mäuler behauptete, der Gnädige sei einzig wegen dieser tropischen Lachtaube, mit der er wohl vorher schon geflirtet hätte, dageblieben.

In die treue, ergebene Seele Johzcas flog ein böser Keim des Grolls gegen seinen Herrn. Er riß ihn freilich unermüdllich immer wieder aus, doch die Kraft dazu wurde jedesmal schwächer, und eines Tages versagte sie, und der Groll saß fest.

Das brachte den braven Burschen in arge Bedrängnis. Er seufzte auf, als er den Befehl zum Einpacken erhielt. Nach vier Wochen — rund vier Wochen! Der Schnee blieb schon nicht recht mehr liegen.

In der letzten Zeit hatte er bereits Reden von Nizza und Karneval und Triest und günstigem Reisewetter gehört. Nun wußte er's und frohlockte — nun kam die Trennung!

Der Baron packte eigenhändig einen der Koffer, als brächte es Johzca nicht schnell genug fertig.

Und dann fuhr man ab. — Natürlich mit den „Indern“!

In Mailand wurde es ein umständliches Abschiednehmen, und selbst Mr. Brown tat, als verliere er den allerbesten Freund.

Sie sprachen Englisch, und Johzca verstand kein Wort. Das war ein Gewelsche und breites Gerolle, als hätte jedes den Mund voll Essen. Sein musikalisches Ohr fand die Sprache häßlich, und er war froh, als das letzte „Farewell“ verklungen war.

* * *

Der Himmel spannte sein blauseidenes, glänzendes Zelt über die „Bay des Anges“ die Engelsbucht; über die amphitheatralisch sich erhebenden Hügel, mit der Stadt der Lust, der Eleganz, der heilsamen, reinen Luft. Er ließ die sanftesten, balsamerfüllten Winde wehen, wunderhold gemischt mit dem Hauch des Meeres und dem der grünen Berge und dem der tausend und abertausend Blumen.

Nizza im Frühling: ein irdisches Paradies!

Die Wiesen mit dem lichten Grassamt, bestanden mit augen großen Veilchen, mit schwerköpfigen Anemonen auf graziösen Stielen, mit weißen Sternnarzissen, die voll Düfte sind; die Unmasse Gärten, prangend in allen Blüten in Reichtum und Ueppigkeit; die Täler voll Lorbeer und Zitronen und Orangen, Blüte und Frucht am selben Zweig; das blaue Meer mit schwebenden Segeln; die Straße voll geputzter Menschen, in den Gesichtern Hoffnung und Heiterkeit; die glyzinenumspannenen Fenster der Villen weit geöffnet und schöne Mädchen- und Frauenköpfe über den Sims.

Darüber die Sonne mit ihren leuchtendsten Gewalten!

Als Baron Morf eintraf, waren im Hotel Westminster seine Schwiegereltern und seine Gemahlin nicht anwesend. Nach dem Grafen fragte er nicht.

Es war ihm lieb so. Er hatte sich auch gar nicht angemeldet. Er war sein freier Herr und erkannte das Bestehen irgendwelcher Bande nicht an — jetzt nicht mehr. Und wer eines anderen Glaubens war, den sollten die nächsten Tage belehren!

Nach kurzer Toilette verließ er das Haus und machte einen Bummelgang über die Avenue Massena, wo die Palmen in der Sonne dünne Schatten warfen, dann ein Stück der Promenade des Anglais entlang und betrat mit dem Empfinden des Gebratenseins die in das Meer hineingebaute Jeteepromenade, um sich vom Wasserhauch abkühlen zu lassen. Ihm, der aus Schnee und Nässe kam, war diese glutdurchwogte Luft ungewohnt und lästig, da er es versäumt hatte, sich in die helle, leichte Kleidung zu werfen, die hier alle vornehmen männlichen wie weiblichen Kurgäste trugen.

Er schaute über das gleißende Meer, auch von ihm stieg ein heißer Dunst auf, und er fühlte, wie ein großes Unbehagen wachsend von ihm Besitz ergriff.

Die Reaktion nach dem Rausch voll prickelnder Lebenslust, der im Zusammensein mit der heiteren, genußkräftigen Frau ihn wohlthuend alles hatte vergessen lassen. Ach, wie wohlthuend!

Nun reckten sich die Geister des letzten Jahres wieder und krallten sich an ihn: die Lüge, die Heuchelei, die Selbsterniedrigung, die Qual und Scham und Wut, ein Gefolge von Widerlichkeiten, die ihm jetzt dumpf den Sinn drückten, nach diesen klaren, gesunden, köstlichen Tagen.

Gern ließ er den Kopf jetzt immer hängen, wie alle Menschen, die in sich mit Sorgen beschäftigt sind. Seine hohe Gestalt sah darum ein Stück kleiner aus, und der Nacken war rund und gebogen wie vom Schleppen eines Joches. Das war besser gewesen zuletzt, nun zeigte sich's wieder in der Haltung; er spürte, wie es ihm den Kopf hinunterdrückte, daß er nichts aufnahm vom Leben, von der Schönheit um sich.

Mit Anstrengung streckte er sich — es sollte anders werden! O ja, nun hatte er Kraft in sich — hatte das Recht — vor allem das Recht — von jedem Standpunkt aus!

Eine letzte Aussprache mit Jutta, dann wollte er in einer fernen, fremden Atmosphäre eine Läuterung an Seel' und Leib durchmachen und sich eine neue Glücksfähigkeit eröbern!

Hochaufgerichtet überquerte er die Promenade und trat in den Jardin Public ein, unter die Kronen der immergrünen Eichen und Kasuarinen, in das Gehege von Lorbeeren, fleischigen Agaven, in die Pracht von Rosen.

Er hatte keine drei Schritte getan, da sah er von fernher eine Gruppe nahen: die majestätische Gestalt seiner Schwiegermama, neben ihr der Gatte; vor ihnen Jutta, seine Frau vor dem Gesetz und den Menschen, für ihn selbst eine Fremde! Das fühlte er in diesem Augenblick.

Ganz anders war sie, als sie von Dresden fortgegangen: in einer lichten Frühlingsrobe von flockiger Leichtigkeit; nichts Weites, Wallendes, Verhüllendes mehr, wie seit Monaten; knapp war die schmale, schicke Figur umschlossen.

Sie hatte ihre stolze Haltung wieder, die geschmeidige, wiegende und biegende Hoheit, gemildert durch eine geringe Neigung nach vorn. Diese Neigung, wie eine Gebärde williger Demut, verursachte der Stock, der eine Stock, den sie noch gebrauchte, so graziös und lässig gebrauchte, daß man ihn eher als Koketterie denn als Notwendigkeit erachten mochte.

Sie war beinahe die Jutta von einst, und ein Etwas malnte ihn an den Morgen in Florenz, an den wonnerei-

„FAMA“

-Asbestfußboden, ohne Fugen, garantiert feuersicher, wasserundurchlässig und sehr widerstandsfähig, gegen Kälte und Hitze indifferent. Seit vielen Jahren vorzüglich bewährt und bei den ersten deutschen Behörden eingeführt. Für Krankenhäuser, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser und Fabriken etc. vorzüglich geeignet. Uebertrifft jedes andere Fabrikat!

I. Referenzen! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien an kapitalkräftige Firmen abgegeben, ferner die Lieferung von fertig gemischtem Material übernommen.

Kunstmarmor, dem echten täuschend ähnlich, in Platten und in jedem Dessin!
Hannoversche Steinholzfabrik „Fama“ G. m. b. H., Hannover.

chen Maimorgen, an dem er von hellster Bewunderung für ihre Schönheit ergriffen war.

Ein Etwas von damals hatte sie, und ein Etwas von damals fehlte ihr! Nicht die unschuldsvolle Kinderreinheit! Die breitete sich merkwürdigerweise damals wie heute über sie, als hätte nichts Macht über sie, als sei sie ganz und gar eine Blüte des Gemütes!

Sie machte einen widersprechenden Eindruck auf Morf. Sie schien ihm ernster, und sie schien ihm froher, als schlummere in einem Auge eine stille Trauer und in dem anderen eine zage Hoffnung. —

Links neben ihr stolzierte Graf Landshoff, natürlich, der Orang-Utan, wie ihn Morf im stillen unliebenswürdig benannte. Er hielt am Arm einen Damenmantel, Juttas Mantel, und ging also in seinen — in Morfs Fußstapfen — nachdem er den glücklichen Erfolg gesehen hatte!

Spöttisch löste sich des Barons Blick und glitt auf die andere Seite. Rechts von ihr schritt schwatzend und dienernd und katzenbuckelnd ein Herr, den er kennen mußte — und in unangenehmer Weise kennen gelernt hatte: ein feiner, zierlicher Stutzer der italienischen vornehmen Welt mit gelocktem Haarwust und geschickt spielenden, schwarzen, dreisten Augen.

Conte Starlanza — mit dem er vor noch nicht Jahresfrist in Florenz das Duell gehabt hatte!

Morf stürzte das Blut überfüllend ins Gehirn und Herz; es siedete in seinen Adern, es schüttelte ihn.

Wie durfte dieser freche Lebejunge es wagen! Er wollte am liebsten hinrennen und ihn wegreißen, ihn würgen und fortschleudern wie einen ekligen Kadaver.

Ah! — Er Dummkopf — er Narr — mit welcher Berechtigung denn?! Zu welchem Zweck, nachdem er hergekommen war, das lose Band zu zerschneiden, das ihn mit der Frau vereinte! Mochte ihr Begleiter sein, wer es wollte — seine Rolle war zu Ende.

Ungesehen ließ er die Gruppe passieren und musterte jede Person noch einmal mit scharfem Blick. Auf Jutta ruhte er lange. Er hatte sie einst doch geliebt! — Nun sah er sie lächeln — ein Lächeln voll sanfter Weichheit, voll träumerischer Sehnsucht. —

Phantast, der er war! Er schwang sich auf dem Absatz um und entfernte sich.

War es nötig, dieses Band erst mit Worten zu trennen, statt gleich mit der Tat?

Seine Ueberlegung war reiflich, aber nicht reiflich und weise genug gewesen; er hätte sich sagen müssen, daß es unnötig war, hierher zu reisen, um ein peinliches Gespräch zu führen und — einen peinlichen Abschied zu nehmen.

Ein Irrtum oder eine Schwäche hatte ihn hergetrieben! Nun klar das erkannte, konnte er ja schleunigst wieder absiegeln. Es war für beide Teile das Zweckmäßigerere. —

Zu seiner Beruhigung, wenn er sie nun mal brauchte für sein kindisches Gewissen, hatte er gesehen, daß er jetzt überflüssig war, höchst überflüssig.

Er eilte schleunigst ins Hotel, hieß den bestürzten Johzca einpacken, was er ohne Befehl ausgepackt hatte, und er-

kündigte sich nach einer Abfahrtsgelegenheit. Ein Dampfschiff fuhr nach Genua in einer halben Stunde. Das paßte ihm.

Von da wollte er gemütlich nach Neapel, wo die Browns in einigen Tagen einzutreffen beabsichtigten, um gemeinsam, wie geplant, den Lloydampfer nach Kalkutta zu besteigen.

Johzca stand, nachdem er seine Pflicht getan hatte, leichenbleich vor seinem Herrn, der sich an die Schiffsbrüstung lehnte und über die sonnenumfangene Stadt hinschaute.

Sein Auge faßte den Burschen. „Nun, mein Lieber, was ist's?“ fragte er teilnehmend.

„Herr Baron — gnädiger Herr, Verzeihung, wohin geht die Fahrt?“

„In die weite Welt! Dahin, wo die Erde reicher und prächtiger ist und die Menschen vielleicht leichter glücklich werden können als hier! Willst du zurückbleiben, Johzca? Ich reise nach Indien!“

Die braunen Augen Morfs sahen ihn durchs Glas mit Wehmut und weicher Wärme an, mit dem Blick, der schon dem Buben tief in die Brust gedrungen war — einem Blick, der ein Herz bezeugt und Herzen erringt.

Es wurde Johzca leicht und wohl, und Groll und Angst entschwanden — seine Wangen färbten sich.

„Nein, Herr Baron!“ sagte er mit Festigkeit. „Wenn Sie es wünschen, gehe ich mit in Satanas Residenz!“

Morf lächelte. „Nun, dahin wollen wir zunächst nicht, wenngleich du dich auf ein tüchtiges Schmoren gefaßt machen mußt!“

Der Dampfer war gut besetzt und zur Fahrt bereit, der Rauch quoll aus dem Kamin. Ein Stoß knälte sich in den anderen, verdichtete ihn, ein sekundenlanges Balgen und Schieben, dann ein saches Zerfließen und es schwebten nur noch verlorene Schleier im Blauen.

Langsam stampfte das Schiff aus dem Hafen. Am Kai waren zahlreiche Menschen, blickten und grüßten.

Morf sah langsam eine Gruppe heranschlendern, die ihn an die im Jardin Public erinnerte. Einige Herren, eine mächtige Frau, die Umrisse einer jungen, großen Dame, Diese Konturen kaufte er sicher, sie hatten ihn früher, viel früher — o nein, vor weniger als einem Jahre noch — oft genug verwirrt und bezaubert; sie waren mit ihrer Eleganz einer der Hauptreize Juttas. —

Auch sie grüßte mit ihrem weißen Tüchlein, und er bildete sich ein, übers Wasser her den sanften Veilchengesuch zu riechen.

Es war ein Gruß an die Hunderte, die mit ihm von der schönsten Perle der Riviera, des Halsbandes, das die Natur den geeigneten Strichen Frankreichs und Italiens geschenkt, schieden. An ihn dachte sie nicht — in ihren Gedanken war er in Dresden.

Wenn sie es wüßte, daß das Schiff ihn trug — daß es ihn hinwegtrug in solche Ferne — ob sie aufatmete — ob ein Bedauern in ihre Seele schliche?

Er fühlte eine leichte, kalte Blässe im Gesicht. Unwirsch über sich, wendete er sich und verließ das Deck.

Während der Dampfer auf dem blauen, ruhigen Golf schwamm und alle Passagiere in Bewunderung schwelgten, saß er in der Schreibkabine und entwarf einen Brief mit viel Mühe und Nachdenken und Aenderungen.

Ehe er in einen anderen Erdteil ging, um zu vergessen und innerlich zu gesunden, mußte alles abgetan sein!

* * *

Es regnete. Auch in Nizza kann es regnen. Dazu heulte der Sturm mit deutschem Ungestüm, daß diese Palmen und Pinien seufzten und knackten, die Jalousien klapperten, das Meer brauste und tobte voll Empörung.

Der Regen platschte herab, daß die Blumen, die am Ende des Korso feilgeboten wurden, jämmerlich und zerzaust aussahen und die Händlerinnen mit ihnen alsbald Reißaus nahmen.

Nizza im Regn mit dem Dunst des nahen Wassers, mit den für ewigen Sonnenschein berechneten Einrichtungen ist ein Schrecken, wie es sonst eine Wonne ist mit seiner Heiterkeit und seiner lauterer Lust und dem blendenden Glanz.

Nach dem Diner hatte sich die Familie van Jukuff im Salon versammelt, der zum Entzücken des Herrn einen ganz passablen Blüthner besaß. Er war damit beschäftigt, ein Fischerliedchen, das er am Wege aufgeschnappt, nachzukomponieren. Er spielte es vor und änderte da und dort.

Frau van Jukuff las mit wenig Interesse in einem englischen Roman und Jutta hatte sich auf den Diwan gelagert und horchte auf die Melodie.

Einige Lücken konnte er, trotz der Hilfe der Tochter, nicht füllen.

„Ich werde den Conte fragen!“ sprach er ungeduldig mit seiner klangvollen, durchgebildeten Stimme. Landshoff ist unmusikalisch wie ein Kongoneger, aber der Conte, als Italiener, muß Musik im Blut haben! Er lauschte ja auch hin, als das Dirnlein — es war ein hübsches — die reizende Weise sang!“

Jutta lächelte mit Malice. „Papa, du solltest sagen: er schaute hin — ob er dabei etwas gehört hat?“ — Papa kehrte sich verwundert um. — „Aber, Pa, so viel wirst du doch merken, daß dieser Conte ein — ein — wie soll ich sagen? — ein großer Damenfreund — o nein, richtiger: ein Freund aller Weiblichkeit ist!“

„Ein junger Don Juan, der mit den Jahren sehr verlieren wird!“ fiel Frau van Jukuff ein. „Das kennt man doch au fden ersten Blick — er hat die Lebemannsmarkierung deutlich genug im Gesicht! — Was ist dagegen Landshoff gediegen, solide, ernsthaft! Ein Charakter, auf den man bauen kann!“

Ihr Gatte wiegte den Kopf.

„Ich weiß nicht, warum du in der letzten Zeit stets das Hohelied des Grafen in Forte singst — aber der Conte benimmt sich doch gegen uns ohne Tadel und macht Jutta in einer erlaubten und sehr dezenten Art den Hof!“

„Zu meinem Mißvergnügen, Pa, er ist mir mehr als unangenehm! Ich möchte sagen, er ist mir widerlich!“ —

„Bravo! Mit Recht — ich stimme dir ganz bei! Ich empfinde gleich dir!“ warf die Mama lebhaft dazwischen.

„Doch“, fuhr die junge Baronin fort, „er kennt Wolfram!“

Er behauptet, daß er eine Schuld an meinen Mann abzutragen habe, der ihm auf einer Reise einmal eine Liebenswürdigkeit erwiesen hat! Er sei glücklich, bereits damit beginnen zu können, indem er mir seine Dienste und Huldigungen zu Füßen lege!“

Bei Nennung Morfs verwandelten sich die Züge der Frau van Jukuff; sie wurden finster und voll verschwiegenen Zornes. „Und fragt immer wieder, wann der Baron hierher kommt?“ sagte sie spitz.

„Ja!“ Jutta sprach kleinlaut.

„Und was antwortest du?“

„Daß Wolfram seine Angelegenheiten in Dresden noch

immer nicht erledigt habe!“

Es entstand Stille. Jukuff kehrte zu seinem suchenden, halbverträumten Spiel zurück und seine Frau mit zusammengebissenen Lippen zu ihrem Buch.

Man hörte das Klatschen der Regentropfen an den Scheiben.

Jutta schloß die Augen. Ihr Mund, der wieder das Rot der Gesundheit trug, war voll Schmerz gesenkt, ein wehmütiger Ausdruck wollte ihr Gesicht beschatten, als es klopfte und Luise mit der Silbertablette voll Briefen eintrat.

Ein einziger blieb für die Baronin, nachdem die Eltern die ihren empfangen hatten. Dieser einzige war eingeschrieben.

„Er ist von Wolfram!“ sagte sie, als Luise gegangen war, und in ihrem Auge, in ihrer Stimme war unverhohlene Freude. „Wie mir scheint, ist er bereits auf dem Wege hierher, denn der Brief trägt eine italienische Marke. Ihr erlaubt, daß ich mich zurückziehe!“

Sie griff gewohnheitsmäßig nach ihrem Stock — ein Geschenk Landhoffs, mit goldenem Bogen oben, der sich leicht umspannen ließ, und einer Gummiplatte unten, damit das Aufpochen verhalten werde, das die Baronin so peinlich berührte — und ohne davon Gebrauch zu machen, verließ sie mit überraschender Behendigkeit den Raum.

Die Augen der Mutter folgten ihr. Was war nun das wieder?

Auf dem Dresdener Bahnhof war ihr schon Juttas Wesen aufgefallen, ebenso dann das Benehmen Morfs. Es hatte so abgestoßen gegen ihre sonstige Art. Der Abschied der beiden war ein merkwürdiger gewesen, gewiß. Sie fiel damals voll hellem Staunen in die Polster. Heute faßte sie neben diesem Staunen noch etwas wie Angst, wie anziehender Zorn.

Nach dem, was sie wußte — aus zwei Quellen wußte! Einer lauterer und einer trüben. Die eine war Landshoff, der mit Konsul Currie im regsten Briefwechsel stand und kein Hehl aus dem machte, was man ihm schrieb. Nur Tatsachen. Weder Entstellungen, noch Vermutungen, noch Deutungen. Aber die Tatsachen konnten für sich selbst sprechen.

Die andere — Luise, die den geringen, sich nur auf Karten beschränkenden Postverkehr zwischen hier und zu Hause wohl bemerkte, mit ihrer gemeinen Seele gemeine Schlüsse daraus zog und geschickt der Baroninmutter unterbreitete, was ihr gleichgesinnte Personen mitteilten. So geschickt, daß die Dame durchaus nicht die Empfindung hatte, daß sie sich erniedrige, wenn sie die Reden des Mädchens anhöre.

Sie unterstrichen nur das, was ihr die andere Seite bekannt gab.

In ihr garte der Plan, in Juttas Schicksal einzugreifen und Morf, der sie tief enttäuscht, den jetzt ihr Haß und ihre Verachtung trafen, von der Seite ihrer Tochter wegzuzwingen und den Platz anders zu besetzen. Jutta war so viel williger geworden und besser zu beeinflussen. . . .

Diese Ehe war bislang ein Wirrsal von Unglück und Unnatur von Räteln, und das letzte, selbst wenn man es mit günstigen Augen ansah, machte sie unhaltbar. Die Freiheit, die Morf sich nahm, war bedenklich. Wenn nicht —

Ein Mehr mochte sie nicht in Erwägung ziehen.

* * *

Die Regenatmosphäre wob graues Licht in das Zimmer der jungen Baronin. Sonst ein freundliches, angenehmes Gemach, wenn die Südländssonne die Schabloneinrichtung, welche wohl Eleganz, doch keine Seele und Charakter hatte, mit Leuchten flimmernd umschmiegte, die Bilder, zu der die Inwohnerin keinerlei innere Beziehung finden konnte, mit der blendendsten und berückendsten Farbe, mit schimmerndem Golde übermalte, heute ein unbehaglicher Raum voll Frost und verstimmender Düsterei.

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721 Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard. João Heinrich.

Jutta ließ sich auf einen Stuhl am Fenster nieder und las den hastig erbrochenen Brief.

Er zeigte keine Aufschrift. Als hätte der Schreiber keine Anrede gewußt, keine, die er für passend hielt, keine, zu der's ihn drängte.

„Wenn Du den Brief in Händen hast, trägt mich ein Schiff bereits in einen anderen Erdteil. Wohin, wird für Dich kein Interesse haben; vielleicht aber die Mitteilung, daß ich gesonnen bin, keineswegs in ein oder zwei Jahren zurückzukehren.

„Diese „böbliche Verlassung“ soll Dir vor dem Gesetz die Rechte zur Scheidung verschaffen und Dir somit die Freiheit bringen, nach der es Dich jetzt verlangen wird.

Es darf Dich nicht im mindesten bedrücken, daß ich als der „schuldige Teil“ erkannt werde. Es liegt mir nichts an der Meinung der Menschen, der nahe- wie fernerstehenden — gar nichts. Du magst also ruhig angeben, was Deinem Zwecke dient.

Wie peinlich es auch klingt, es geht nicht anders, und ich mußte es sagen. Und Du mußt es tun, ohne Scheu.

Es werden noch genug sein, die Steine auf Dich werfen. Bedauerlich ist es, daß sich das nicht hindern läßt, doch Du wirst leicht darüber hinwegkommen: ein in seinem Geiste selbständiger Mensch lebt und handelt nicht nur nach dem Sinn der Welt, sondern zuerst nach dem eigenen.

Geldangelegenheiten zu erledigen gibt es nicht, weil Dein Vermögen, das ich bisher verwaltet habe, regelrecht geordnet bei Deinem Bankier liegt und sonst alles in Deinem Besitz ist. Die Villa in Loschwitz steht natürlich zu Deiner vollen Verfügung. Ich mache auf nichts ein Recht geltend. Allein mein Zimmer, d. h., was es enthält, beanspruche ich und wäre Dir zu Dank verbunden, wenn Du Bücher, Kunstwerke und Mobiliar an einen geeigneten Ort zur Aufbewahrung überwiesest. Die Adresse dieses Ortes wie auch den Morfschen Familienschmuck habe die Güte, bei meinem Bankier zu deponieren.

Ich denke, daß du diese Lösung gutheißest. Mir scheint sie die kürzeste, richtigste, für beide Teile angenehmste und befreiendste.

Daß Du das Glück nun finden möchtest, nach dem schmerzlichen Irrweg, wünscht Dir in Aufrichtigkeit

Wolfram von Morf.“

Nach einer Stunde klopfte Luise aus eigenem Antrieb, einer Toilettenfrage wegen. Sie horchte in eine lautlose Stille und ging nach einigem Zögern.

Nach einer zweiten Stunde kam sie im Auftrag der Eltern, die zum Tee bitten ließen. Vor der geschlossenen Tür brachte es Luise vor.

Undeutlich antwortete ihr eine Stimme. Doch gleich darauf öffnete sich die Tür, und die Gnädigste trat heraus, groß und königlich hoch, blaß bis an die Lippen, aber Fassung und Energie in jeder Bewegung, in jedem Schritt.

Ueber den Dschungelwald hängt die Mondscheibe in Gesellschaft der Milliarden Welten, die für die Augen der Erdbewohner nicht größer sind, als außergewöhnliche Juwelen, und nichts zu uns senden vermögen als ihren matten oder stärkeren Glanz. Das weiße Licht kann die unabsehbare Wildnis von Bäumen und Büschen, das Gewirr von

Aesten und Kletterpflanzen nicht durchdringen.

Nach und nach verstummen die Laute der Tierwelt: das Kreischen und Zetern und Quietschen der Affen, das Heulen der Wölfe, das Schreien der wilden Pfauen und Raubvögel. Der Schlaf nimmt Besitz von der Dschungel, von seinen zahlreichen Bewohnern jeder Größe und Art — die Mehrzahl von gefährlichster Art.

Sie ruhen friedlich in Dunkelheit und Schweigen.

Am südlichen Rande, auf einer leichten Wellung ist ein Zelt aufgeschlagen. Das Jagdfeuer prasselt übermütig in der Nähe, von wachhaltenden Hindus umlagert.

Man sieht im Flammenschein zwischen den gelben, mageren, beturbanten Kerlen das brünette, anziehende Gesicht Jolzcas, der behaglich ein Pfeifchen raucht.

Die indische Sonne hat ihn ein wenig ausgedörst. Die Züge sind männlicher, die Augen tiefer, lebhafter, bräunlicher.

Unweit sind die Pferde an eingetriebene Pflöcke angebunden, die abgesattelten Elefanten liegen am Boden. Auch diese Tiere schlafen, aber mit der Unruhe, die das ungewohnte Lager unter freiem Himmel und die Nähe der Gefahr verursachen.

Vor dem Zelt steht Baron Morf im engen Khakianzug, einen Lederriemen um die Hüfte, worin Revolver und Jagdmesser stecken. Nicht einmal den Patronengurt hat er von der Schulter genommen, und der Feuerschein spielt funkelnd über die Geschosse.

Ihn lüstert's nicht nach Ruhe und nicht nach Schlaf. er blickt über die östliche, mit dichten Grasbeständen bewachsene Ebene, über die sich das Mondlicht in silbrigen Fluten ergießt.

In dem braunen, fast mannshohen Dschungelgras sind vereinzelt große, dunkle Tupfen — Wassertümpel, die mit spärlichem Bambusröhricht überwuchert sind.

Weiterhin, etwa sechs bis acht Kilometer entfernt, sieht man eine Anzahl von Hütten.

Die Bewohner dieses Dorfes leiden seit etlichen Wochen unter einer Tigerplage. Drei solcher Bestien brechen nächstens mit verwegener Keckheit ein, und schon haben sie ein halbes Dutzend Rinder weggeschleppt, trotz aller Wachsamkeit.

Der Schikari — der Jagdaufseher — hat wohl Mut dem kleinen Raubwild gegenüber, vor den fürchterlichen Katzen versagt er. Auch sind die Verhältnisse schwierig. Wie soll in der Wirrnis von Rohr und Gras mit unzähligen trefflichen Verstecken, den schleichenden Viehräubern zuliebe gehen?

Eine Meldung beim Vizegouverneur in Lahaur hat zur Folge, daß eine kleine Expedition mit Jagdelefanten hierher gesandt wurde.

Durch Vermittlung Mr. Browns ist es Morf gestattet, daran teilzunehmen, und die Jagdlust auf dieses gefährliche Wild versetzt seine Nerven in Schwingungen.

Er wartet und horcht. Er kann kein Auge schließen, wie die anderen Herren, die nach einem erlesenen Imbiß sich hingelegt haben. Er wartet mit Begier auf das Mor-den gedehnten, klagenden Laut, den er ausstößt, wenn ihn gengrauen und horcht auf die Stimme des Tigers, auf

der Hunger treibt, und der mächtig, wenn auch lange nicht so wie des Tierkönigs Ruf, durch die Tropennacht tönt.

Den Genuß eines solchen Jagdzuges hat Morf zum ersten Male.

Es gibt wenig, was er seit den 15 Monaten seines Aufenthaltes in Indien nicht kennen gelernt und genossen hat, was das Land an historischen, an lebendigen Reizen, an Mystik und landschaftlicher Schönheit bietet.

Morf hat diese Zeit mit jedem Sinn und Nerv und Gedanken, mit Leib und Seele gelebt. Kein Gedanke vorwärts, keiner zurück, o, nicht der kleinste zurück!

Es gab kein Europa für ihn. Er war hier zu Hause. Jede Stunde und jede Handlung besaß ihn voll und ungeteilt.

Er hegte keine Pläne und keine Erinnerungen, er wollte keine haben. Und es wurde ihm gar nicht schwer, sich davon freizumachen, dank der fremdartigen Umgebung und der von Grund aus verwandelten Verhältnisse.

Kreuz und quer durchs Land reisend, hat er die berühmtesten und interessantesten Gegenden gesehen, das Herz der Einsamkeit klopfen gehört, die nirgends so tief und unheimlich ist wie in den Bergen und Wüsteneien des Morgenlandes, das Herz des Lebens pochen gehört, das nirgends so rastlos und wechselnd dahinflutet wie in den Städten des Orients. Er hat den seltsamsten und imposantesten Festen beigewohnt, bei denen die gerühmte Pracht des indischen Wunderlandes zu schauen war.

Lahaur, die Großmogulus-Residenz, von herrlichen Gärten umrahmt, die alte Königsstadt mit dem Blutduft vergangener Greuel, mit der leuchtenden Glorie vergangener Macht und Pracht — Lahaur war die Station, zu der er immer wieder zurückkehrte.

Die unerschöpfliche Heiterkeit der jungen Frau Brown, die ruhige, ehrliche Freundschaft ihres Gatten, waren ihm Halt und Ruhepunkt. Bei ihnen fühlte er sich daheim.

Und Johzca war längst von allen Zweifeln frei und wußte, wie weit die Neigung seines Herrn für die frische, natürliche, quecksilberne Frau ging; genau so weit reichte die seine auch, und er war Mrs. Brown ein ebenso guter Diener, wie sein Herr ihr ein aufmerksamer Freund war.

Was im Durchschnitt jagdbar ist im Lande — und das ist viel und mannigfaltig — hat er vors Rohr bekommen, selbst die begehrte Beute: Büffel. Tagelang, unter Mühsal und Enttäuschungen, unter geistiger und körperlicher Anspannung, zog er mit Malaien hinter den Fährten der Kolosse her, bis ihn, nach lebensgefährlichem Renkontre mit einem der Ungetüme, der Erfolg krönte und er als Sieger die Trophäe: den Schädel mit dem riesigen Gehörn, mit nach Lahaur nehmen konnte.

Einzig mit dem Tier- und Räuberkönig, dem Löwen, wie mit seinem Stammgenossen, nach dem er heut auf der Fahndung ist, hat er noch nicht seine Kräfte gemessen.

Morf zittert bei der Vorstellung, der schönen, schlanken Katze gegenüberzustehen. Er zittert vor Erregung, und die Gier des Jägers zittert vor Erregung, und die Gier des Jägers zittert in ihm. Und er fühlt, daß er jetzt ein schlechter Schütze wäre.

Wenn er später das Glück haben soll, muß er sich jetzt hinlegen und die Unruhe seiner Nerven durch den Schlaf abschwächen lassen.

Ohne das Zelt zu betreten, sucht er sich einen bequemen Platz am Boden und fällt in Schlummer.

„Sahib, Nahar, Nahar!“ („Herr, Tiger, Tiger!“) weckte ihn der Hinduruf.

Er rafft sich auf. Sein Ohr vernimmt zwischen den ersten Stimmen der erwachenden Tierwelt den ersehnten Laut, den er von den Zoologischen Gärten her so gut kennt.

Noch einmal springt ein heißer Strahl in sein Herz; in Erwartung und Spannung tut es heftige Schläge. Dann sagt

er sich energisch: „Kalttes Blut — Ruhe!“

„Der Nahar hat kein Futter gefunden, hört Ihr's, Sahib?“ wispert der Hindu und geht, um die anderen Herren zu wecken.

Man nimmt rasch und schweigend das Shota hasri — das gebräuchliche indische Frühstück — ein: Tee mit gerösteten Brotschnitten und Bananenfrüchten.

Bei Anbruch der kurzen Tropendämmerung wird der Lagerplatz verlassen. Man schlägt den Weg nach der Dickung ein, die vom Schikari als Quartier der Räuber bezeichnet wurde.

Vom Dschungelwald-her hört man das Lärmen der Affen, das Krächzen und Gellen der Papageien, das Kollern der wilden Hühner, die Stimmen der mannigfaltigen Vögel, die mit jeder Minute lauter werden. Der Himmel erhellt sich, als hinge hinter der weiten Wölbung eine mächtige Astrallampe, die langsam aufglüht.

Die Pferde und Elefanten wittern den Feind, keines wiehert oder trompetet; sie gehorchen stumm der Leitung.

Auf dem Wege gelangen die Reiter mit dem Dorjäger und etlichen Treibern an einer hohen Stange vorbei, an deren Spitze ein bunter Tuchfetzen angeknüpft ist — das bekannte Zeichen, das an dieser Stelle ein Mensch von einem Tiger getötet wurde.

Ueber Johzcas Gesicht läuft eine jähe Angst. Der Schikari, der nebenher trabt, sieht es und sagt beschwichtigend: „Es sind keine Menschenfresser, denen wir heute nachstellen, und wohl kaum echte Viehtreiber, eher Wildtöter, die Mangel an Nahrung aus ihrem Revier getrieben hat. Die Sorte ist feige. Wenn die Herren gute Schützen sind, wird's große Gefahr nicht geben. Freilich es sind drei.“ . . .

„Und wir,“ sagt Johzca, dem der Mut wiedergekehrt, in seinem Durcheinander von Englisch und Eingeborensprache fort, „wir sind ein ganze Schar. Und ob mein Herr ein guter Schütze ist!“

Es folgt die Aufzählung all der von Baron Morf Hierzulande erbeuteten Tiere und jagdlichen Wundertaten.

Mit Fachkenntnis schätzt der Schikari die Errungenschaften des Barons ein, ohne sich verblüffen zu lassen.

Die Herren besteigen nach einer Strecke Wegs die zur Tiegerjagd abgerichteten Elefanten; auf den Nacken eines jeden Tieres läßt sich ein Führer mit der Eisengabel nieder, die er zum Lenken benötigt.

Sie nähern sich dem Dickicht, und sie dringen ein. Einer der Herren zuerst, dann Morf, aufrecht im Sattelstuhl stehend, mit der Büchse in Bereitschaft, alle Sinne geschärft. Man hat ihm gesagt, mit welcher Heimlichkeit und Tücke das Raubtier seinen Anfall auszuführen pflegt.

Ehe er etwas Besonderes sieht oder hört, vernimmt er den Schuß seines Vormannes, und einen zweiten unmittelbar nachher.

Seinem überraschten Blick zeigt sich eins der Raubtiere, in Todeszuckungen auf der Erde rollend.

(Fortsetzung folgt.)

Weltverein

Jedem nützlich!

Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

Die Kuhbutter. Gast: „Sehen Sie mal hier! Ist da nicht ein Haar in der Butter?“ — Kellner: „Jawohl, mein Herr — ein Kuhhaar. Wir servieren stets eins mit der Butter, um zu zeigen, daß es keine Margarine ist.“